

Hochschule Luzern Das Magazin

FEBRUAR 2014

BIONIK

Die Natur als Vorbild
für Wissenschaft und
Technik

INTERVIEW

Markus Hodel, Rektor
Hochschule Luzern

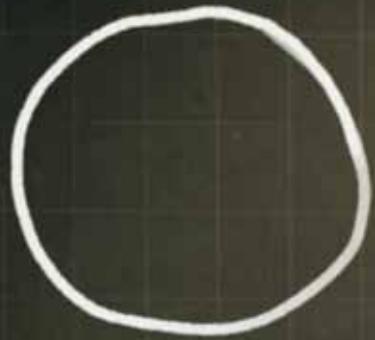
MUSIKWISSENSCHAFTEN

Schweizer Orgelgeschichte

SICHERHEIT UND RISIKO

Wie der Balanceakt gelingt

A surreal illustration of a man in a dark suit, white shirt, and red scarf balancing on a thin tightrope. He is holding a black umbrella in his left hand and a briefcase in his right. The background is a light green sky with white clouds and blue rain falling. The man's head is replaced by a blue hat, and his face is obscured by a white cloud. The overall scene is a metaphor for balancing risk and safety.



clevere

nachhaltige

ganzheitliche



Lösungen für Sie!

Als Generalunternehmer in der grafischen Branche wirken wir entlang der gesamten Wertschöpfungskette und bieten unseren Kunden innovative, ganzheitliche und langfristige Lösungen rund um das Druckprodukt sowie dessen Logistik.

In unseren Bestrebungen als umfassend agierende Unternehmung sehen wir uns nebst der direkten und effizienten Leistungserbringung am Kunden ebenso dem Umweltschutz sowie der Aus- und Weiterbildung

der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nachhaltig verpflichtet.

Gemäss unserem Leitbild «Bildung schafft Innovation» sind wir stolz darauf, dass wir uns in den letzten Jahren als einer der grössten Ausbildungsbetriebe der grafischen Branche im Kanton Aargau etablieren konnten und den Kunden im Rahmen unseres «Wohlfühlpakets» sämtliche branchenrelevanten Zertifizierungen anbieten und vorleben dürfen.



KROMER PRINT AG

Unterer Haldenweg 12 · 5600 Lenzburg

+41 62 886 33 33 · print@kromer.ch · www.kromer.ch

Zertifiziert nach: ISO 9001 · ISO 14001 · ISO 12647-2 PSO · Klimaneutral · FSC

Wer besonnen wagt, gewinnt



Sigrid Cariola, Chefredaktorin

Liebe Leserin, lieber Leser

— Ob Finanzgeschäfte, ein neuer Job oder die Wahl des Partners: Entscheidungen sind mit Risiken verbunden. Die meisten Menschen fällen Entscheide aus dem Bauch heraus. Selbst wer Pro- und Kontra-Listen anlegt, ist versucht, die Kriterien so lange neu zu gewichten, bis das Resultat so ausfällt, wie es die innere Stimme wünscht.

Auch in Unternehmen, in denen Entscheidungsträgern ein Arsenal an Instrumenten und Heerscharen von Beratern zur Verfügung stehen, mischt die Intuition als unsichtbarer Ratgeber mit. Intuitive Entscheide müssen nicht per se schlecht sein, sagen Wirtschaftswissenschaftler der Hochschule Luzern. Man sollte sich der Macht der Gefühle allerdings bewusst sein. Nur dann können Marktstudien und Analysen, die bei komplexen Risikoabschätzungen helfen, auf fruchtbaren Boden fallen (lesen Sie ab S. 12).

Egal, ob allein das Bauchgefühl entscheidet, die umfassende Analyse oder eine Kombination aus beidem – Risiken eingehen heisst die Möglichkeit des Scheiterns einkalkulieren. Jedes Risiko birgt aber auch Chancen. Wer nie etwas riskiert, dem entgeht auch viel. Oder wie es der Journalist Peter Hohl ausdrückte: «Wer bei den Rosen die Dornen fürchtet, wird sein Leben lang Tomaten ernten.»

Titelbild

Philip Bürli arbeitet als freischaffender Illustrator in Luzern und als wissenschaftlicher Zeichner bei der Fondation Pro Aventico in Avenches. Er hat 2010 an der Hochschule Luzern – Design & Kunst in Illustration Non-Fiction abgeschlossen. www.philipburli.ch

Fotos: Philip Bürli (Illustration), Jolanda Flubacher Derungs, istock / marcelozippo



Risiken auch in KMU professionell absichern.

Seite 12

SICHERHEIT UND RISIKO

- 12 Risikomanagement in KMU: Im Ernstfall abgesichert
- 18 Gefährdungsmeldung: Kooperation der Eltern ist zentral
- 20 Luxusresort: Licht und Schatten über Andermatt
- 23 Palliative Care: Unterstützung braucht einen Plan



Markus Hodel



Vorbild Natur

Seite 30

- 04 SPEKTRUM
- 07 NAMEN
- 09 INNENARCHITEKTUR Traumwohnung für Studierende
- 10 AUDIENCE PLUS Das Museum im digitalen Netz
- 24 INTERVIEW Markus Hodel, Rektor Hochschule Luzern
- 27 PLÄDOYER Wettbewerb im wettbewerbsfähigsten Land
- 28 HOLZFEUERUNG Das Optimum aus Holz herausholen
- 30 BIONIK Natur als Inspiration
- 33 MÖBELSTICKEREI Holz ist Spitze
- 34 MUSIKWISSENSCHAFTEN Die Orgel im Zentrum
- 36 UMFRAGE Welche Rolle spielt Sport in Ihrem Leben?
- 38 SOLAR DECATHLON 2014 «Wir konstruieren am Limit»
- 40 ALUMNI-VEREINIGUNGEN Alma Mater forever
- 42 NACHRICHTEN/WETTBEWERB
- 44 AGENDA
- 45 MEDIENECHO
- 46 ABSOLVENTIN Maria Zraggen

Auf Wettertauglichkeit geprüft

Ein ganz besonderes Objekt wird derzeit am Fassadenprüfstand des Departements Technik & Architektur getestet: die Hülle einer Müllverbrennungsanlage, auf deren Dach eine Skipiste entstehen soll. Das dänische Unternehmen, das der Hochschule den Auftrag erteilte, möchte u.a. feststellen lassen, ob die Fassade luft- und wasserdicht ist. «Eine besondere Anforderung seitens des Auftraggebers war, den sieben Meter hohen, zehn Meter breiten und einen Me-

ter tiefen Fassadenausschnitt auf starke Stürme, die am Meer häufig vorkommen, zu testen», so Andreas Luible, Leiter des Kompetenzzentrums Fassaden- und Metallbau. Speziell waren die übergrossen Blumenkästen: Um die Tragkraft bei heftigem Schneefall zu testen, wurden sie mit Sandsäcken belastet. Die Versuche werden demnächst abgeschlossen. Wenn alles klappt und es schneit, kann in Zukunft auf dem Gebäude Ski gefahren werden.



Die riesigen Blumenkästen wurden mit Sandsäcken belastet, um Schnee zu simulieren.

17'500'000

Blätter Kopierpapier werden an der Hochschule Luzern jährlich verbraucht. Das entspricht einem Gewicht von 87,5 Tonnen. Umgerechnet auf die Studierenden und die Mitarbeitenden waren es 2012 knapp acht Kilogramm pro Kopf. Zum Vergleich: Gemäss dem Verband der Schweizerischen Zellstoff-, Papier- und Kartonindustrie wurden im selben Jahr gesamthaft 171 Kilogramm Papier pro Einwohner konsumiert – von der Zeitung über die Kartonverpackung bis zum Toilettenpapier.



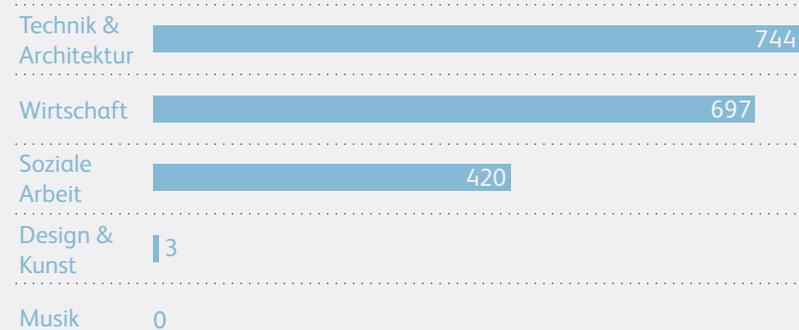
Ausnahmefrau ihrer Zeit: Ethel Smyth.

Die vergessene Meisterin

Sie war unangepasst und schöpferisch: Die englische Komponistin, Dirigentin und Literatin Ethel Smyth (1858–1944) studierte gegen den Willen ihrer Eltern Komposition und widersetzte sich damit der damaligen Frauenrolle. Sie kämpfte in der Suffragettenbewegung für die Rechte der Frauen. Obwohl sie zu ihrer Zeit bekannt und trotz aller Widerstände erfolgreich war, geriet ihr Werk in Vergessenheit. Die Hochschule Luzern untersucht in einem vom Bund geförderten Forschungsprojekt, wie Politik und Zeitgeist das Emporkommen hervorragender Musikerinnen wie Ethel Smyth verhindert haben. «Gegen festgesetzte Werturteile – Bach, Beethoven, Brahms – hat das Andere meist keine Chance», sagt Projektleiterin Blanka Šiška. Im Rahmen des Projekts wird in Kooperation mit dem Luzerner Theater eine von Smyths Opern auf die Bühne gebracht: «The Boatswain's Mate». Premiere ist am 15. Februar. Im gleichen Monat finden ein Symposium und ein Kammerkonzert an der Hochschule Luzern statt sowie eine Ausstellung im Kunst- und Kulturzentrum Littau-Luzern.

www.hslu.ch/ethelsmyth

Kombiniert: Studium und Beruf



Anzahl Studierende, die berufsbegleitend oder in Teilzeit studieren, an den fünf Departementen.

Das Studium mit Beruf oder Familie zu kombinieren, ist attraktiv. Über 1'860 Studierende wählten 2013 ein berufsbegleitendes oder ein Teilzeitstudium an der Hochschule Luzern. Das entspricht fast einem Drittel der rund 5'800 Studierenden. Die meisten von ihnen studieren am Departement Technik & Architektur. Die beliebtesten Studiengänge in diesen Zeitmodellen: Betriebsökonomie (593), Soziale Arbeit (420) und Informatik (165).

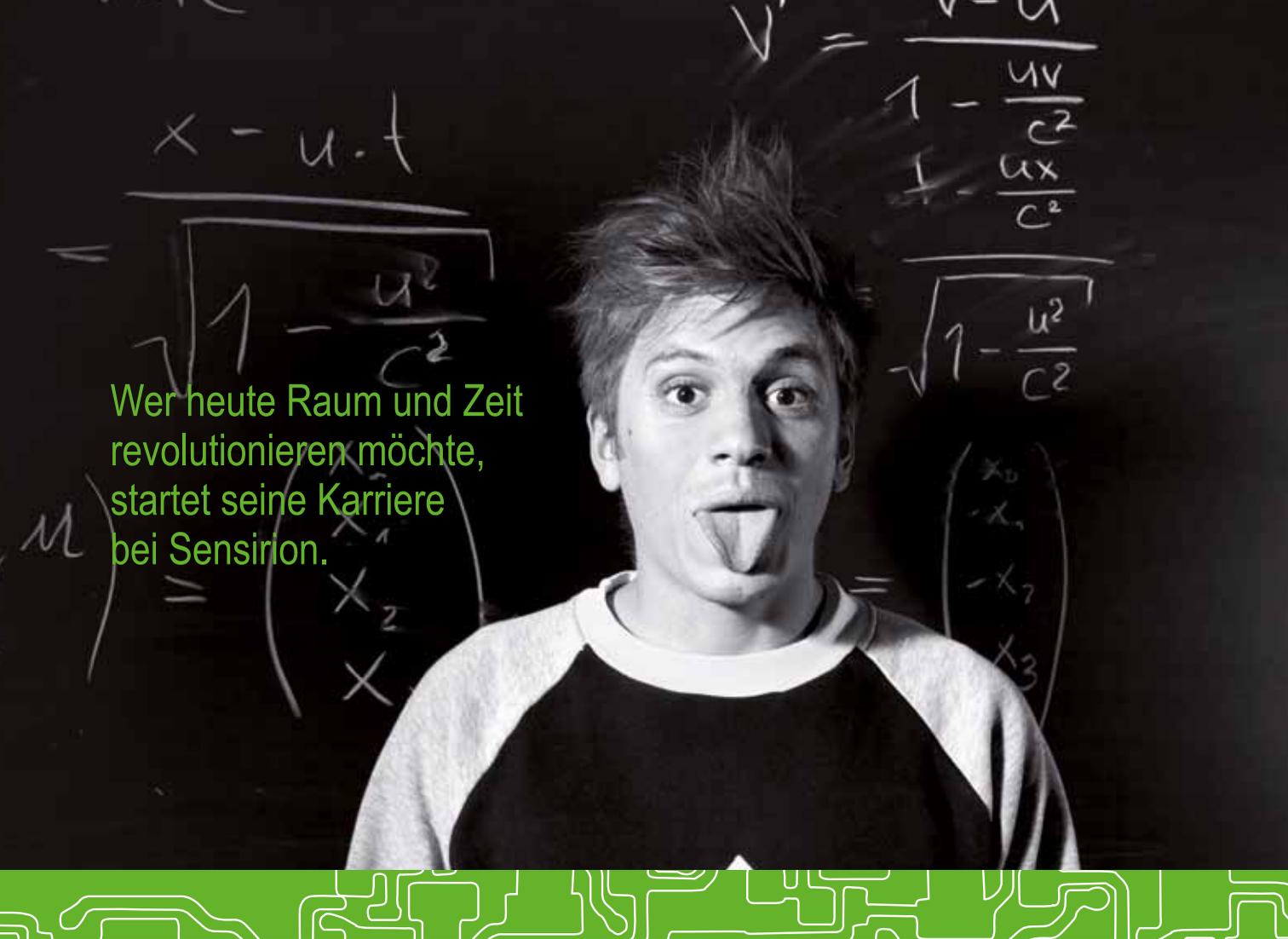
Schuldenprävention: Eltern haben grossen Einfluss

Das Departement Soziale Arbeit hat in einer Studie untersucht, wie Jugendliche und junge Erwachsene wirkungsvoll vor einer Überschuldung geschützt werden können. Die Ergebnisse machen deutlich, dass Finanzwissen allein nicht genügt. Vielmehr haben psychologische Faktoren wie Selbstvertrauen und Selbstkontrolle einen grossen Einfluss darauf, wie Jugendliche und junge Erwachsene mit Geld umgehen. Auch Werte und Normen sind in der Schuldenprävention zentral, insbesondere diejenigen, welche von den Eltern vermittelt werden. In Auftrag gegeben wurde die Studie von der Eidgenössischen Kommission für Kinder- und Jugendfragen (EKKJ), der Schuldenberatung Aargau-Solothurn, Plusminus Budget- und Schuldenberatung Basel und der Müller-Möhl Foundation.

www.hslu.ch/schuldenpraevention



Im Elternhaus erworbene Wertvorstellungen beeinflussen den späteren Umgang mit Geld.



Wer heute Raum und Zeit revolutionieren möchte, startet seine Karriere bei Sensirion.

Und wird Teil der Sensirion-Story: Sie stellen die höchsten Ansprüche an sich selbst, weil Sie mehr aus Ihrem Leben machen wollen. Sie machen Ihre Berufung zum Beruf, weil Sie nicht studiert haben, um nach dem Studium damit aufzuhören. Sie freuen sich auf Herausforderungen, bei denen Sie Ihr ganzes Wissen und Ihre ganze Persönlichkeit einbringen können. Dann heissen wir Sie herzlich willkommen bei Sensirion.

Sensirion ist das weltweit führende und mehrfach preisgekrönte Hightech-Unternehmen auf dem Gebiet der Feuchtesensoren und Durchflusssensoren – mit

Niederlassungen in Übersee und im Fernen Osten. Dank unserer einzigartigen CMOSens® Technologie vereinen wir das Sensorelement mit der digitalen Auswerteelektronik auf einem winzigen Siliziumchip. Damit verschieben wir die Grenzen des Messbaren ins schier Unermessliche.

Schreiben Sie Ihre eigenen Kapitel der Sensirion-Erfolgsgeschichte und übernehmen Sie Verantwortung in internationalen Projekten. Schicken Sie uns Ihre Bewerbungsunterlagen und stimmen Sie sich auf www.sensirion.com/jobs auf eine vielversprechende Zukunft ein.



SENSIRION
THE SENSOR COMPANY

Anna-Kristina Ninck Hat die Masche neu entdeckt

Wo sich andere bemühen, keine Löcher in den Schal zu stricken, tat Anna-Kristina Ninck für ihre Diplomarbeit in Textil-design genau das: Sie spielte mit dem bewusst herbeigeführten Maschenfall. «Mich hat fasziniert, dass beim Stricken alles von einem Strang abhängt. Das wollte ich unterbrechen und trotzdem etwas Stilvolles schaffen.» Statt Nadeln setzte die 26-Jährige eine Strickmaschine ein und



experimentierte mit ungewöhnlichen Materialien, wie Draht oder PET-Garn. «Maschen daraus lassen sich durch Hitze zerstören und gleichzeitig miteinander verschmelzen.» Von dieser Neuinterpretation einer alten Technik angetan war auch die Jury des Design Preis Schweiz 2013: Sie zeichnete die Bernerin mit dem Nachwuchspreis in Höhe von 50'000 Franken aus. Anna-Kristina Ninck möchte in der Textilbranche Fuss fassen. «Am liebsten im Strickdesign bei einem internationalen Label. Der Preis ist eine grosse Ehre und ein super Ansporn.»

www.annaninck.ch

Konrad Marfurt Mit Universität in Ruanda verbunden

Konrad Marfurt hat Afrika seit 1978 mit einigen ausgedehnten Reisen erkundet. Im letzten Jahr betrat der Dozent am Institut für Wirtschaftsinformatik IWI den Kontinent mit einem konkreten Arbeitsauftrag. Während seines Sabbaticals verbrachte er drei Monate an der INES



Universität in der Stadt Ruhengeri im Norden Ruandas, um INES via Internet mit einem Netzwerk mit der Hochschule Luzern zu verbinden. Dazu implementierte er ein hochschulgerechtes Firewall-Konzept. Die grösste Herausforderung dabei war die Bandbreite. «Das Internet in Entwicklungsländern ist schwerfällig, und es dauert lange, ein hochaufgelöstes Bild auf einer Website zu platzieren», sagt er. Bei seiner Abreise im Mai war das Netzwerk zehnmals schneller, E-Mail und Webauftritte laufen seither in der Cloud. Abgeschlossen ist das Projekt für Marfurt aber noch nicht: «Im Februar gehe ich wieder hin. Es gibt noch viel zu tun!»

Jean-Marc Vogel und Daniel Lengen Sorgen für eine gesunde Menüplanung



Der Alltag von Studierenden ist oft hektisch. Dabei bleibt eine gesunde Ernährung nicht selten auf der Strecke. Das wissen Jean-Marc Vogel und Daniel Lengen, die im vergangenen Sommer ihren Bachelor in Elektrotechnik bzw. Informatik am Departement Technik & Architektur abgeschlossen haben. Während des Studiums entwickelten sie eine kosten-

lose App für Android-Smartphones namens «Studentenfutter». Sie bietet Ernährungstipps sowie die Möglichkeit, sich einen vierwöchigen Menüplan zusammenzustellen – mit 45 Rezepten, «die gesund, einfach zuzubereiten und günstig sind», sagen die ehemaligen Studenten. Einige Ideen dazu stammen aus der gemeinsamen WG-Küche. «Studentenfutter» wurde bereits gegen 500 Mal heruntergeladen. «Ein Erfolg», so die beiden Walliser – und der Lohn für die vielen investierten Stunden.

Victoria Williamson Weiss, was Musik im Kopf bewirkt



Hat Musik einen Einfluss auf den IQ? Steigert sie die Produktivität? Wie reagieren Babys im Mutterbauch auf Musik? Mit diesen und anderen musikpsychologischen Fragen befasst sich die britische Wissenschaftlerin Victoria Williamson (31) seit zehn Jahren. Seit September arbeitet sie als erste Jahres-Gastdozentin in Forschung und Lehre an der Hochschule Luzern. «Ich unterstützte ein Projekt, das untersucht, wie Kritiker Musik und Konzerte bewerten und wie diese Kritiken die Einschätzung der Hörer beeinflussen.» Auch in ihrem Unterricht lehrt Williamson die Studierenden, sich mit der besonderen Wahrnehmung von Musik auseinanderzusetzen. «Ich hoffe, dass das einen positiven Effekt auf ihre eigene musikalische Arbeit hat.» Weiter betreibt sie einen sehr populären Musik-Blog und veröffentlicht Anfang März ein Buch mit dem Titel «You Are The Music» (Icon Books).

www.musicpsychology.co.uk

Traumwohnung für Studienanfänger

Es war ein Sprung ins kalte Wasser und eine riesige Chance zugleich: 30 Innenarchitektur-Studierende durften bereits im ersten Semester ein Loft für einen realen Auftraggeber gestalten.

ganz nach ihren eigenen Ideen und Anforderungen entwerfen. Dabei wurden sie Schritt für Schritt mit dem «Handwerk» der Innenarchitektur vertraut gemacht. Dazu gehörten die Besichtigung des Baubestandes, das Zeichnen von Plänen, der Bau eines Modells, Modellfotografie, aber auch Kreativmethoden.

Entstanden sind sehr unterschiedliche Vorschläge. Einige Studierende bewahren bewusst den Industriecharakter, andere verändern die Bausubstanz stärker. Beispielsweise Tanja Seiler, die mit runden Wänden das Schlafzimmer und die Küche abtrennt.

«Die Vielfalt der Entwürfe ist beeindruckend», sagt HIAG-Mitarbeiter Alex Römer. «Sie bestätigt unseren Plan, die Lofts nur im Rohbau anzubieten. Es wäre

«Die Kooperation mit der HIAG Immobilien AG ist für uns ein Glücksfall.»

Dominic Haag-Walthert, Dozent,
Hochschule Luzern

schade, den künftigen Bewohnern die Gestaltungsfreiheit zu nehmen.»

Auf die Studierenden wartet nun der Endspurt. Als Nächstes müssen sie am Modell die Lichtverhältnisse ihres Entwurfs austesten. Fabrikräume verfügen oft über grosse Raumtiefen und damit über wenig Licht in den hinteren Bereichen. Die Gestaltung behaglicher Wohnräume wird so zu einer Herausforderung.

Ab 12. März 2014 werden die Entwürfe auf dem Spinnerei-Areal ausgestellt. Was geschieht, wenn ein Käufer eine dieser Ideen tatsächlich umsetzen möchte? «Das wäre wie ein Sechser für den Studenten oder die Studentin», meint Dominic Haag-Walthert. **Mirella Wepf**

Ausstellung in Windisch:

ab 12. März 2014
www.kunzareal.ch
www.spinnerei-drei.ch



Modell von Studentin Tanja Seiler: «Ohne die Baustellenbesichtigung wäre mein Entwurf ganz anders ausgefallen.»

Die alte Spinnerei III steht in Windisch, unweit einer Auenlandschaft, wo Aare, Reuss und Limmat zusammenfliessen. Nun wird das denkmalgeschützte Gebäude in 50 Lofts umgebaut. Von einer solchen Aufgabe träumt vermutlich jeder Innenarchitekt. Für die Erstsemester des Studiengangs Innenarchitektur an der Hochschule Luzern wurde der Traum Wirklichkeit: Sie durften eine dieser Wohnungen planen.

«Die Kooperation mit der HIAG Immobilien AG ist für uns ein Glücksfall», erklärt der verantwortliche Dozent Dominic Haag-Walthert. «Es ist selten, dass Studienanfänger für einen Bauherrn arbeiten können.» Der Komplexitätsgrad der

Aufgabe darf sie schliesslich nicht überfordern. Das Loft in Windisch ist unter anderem ideal, weil es nur ein Stockwerk hat. Haag-Walthert: «Die meisten Studienanfänger wissen noch zu wenig über Statik, um mehrgeschossig zu planen.»

Räumliches Selbstporträt

«Wir wurden ins kalte Wasser geworfen», erklären die Absolventinnen und Absolventen dieses Projektmoduls an einer Zwischenpräsentation. Zugleich staunen sie, wie viel sie innerhalb von nur acht Wochen erreicht haben. Begleitet von Dominic Haag-Walthert, Co-Dozentin Thea Hauser und dem externen Experten Remy Baenziger, durften sie das Loft

Foto: Deborah Stoller

Wir fördern die Bildung!



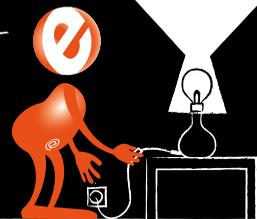
Bildung ist teuer, doch Data Quest setzt sich dafür ein, dass Lernende die besten Computer zu möglichst attraktiven Preisen erhalten. Für Kunden aus dem Bildungsbereich bietet Data Quest Rabatte, und zwar bei Sammelbestellungen von Bildungseinrichtungen oder beim Einzelkauf durch Dozenten.

DATA QUEST

Pilatusstrasse 18, 6003 Luzern, Tel. 041 248 50 70



UND
ES WERDE
LED.



Sich für LED zu entscheiden bedeutet, sich für die leistungsstärkste Technologie in Sachen Lebensdauer, Farbintensität, Leuchtkraft und Energieeinsparung zu entscheiden. Dazu kommt, dass sich LED-Lampen absolut problemlos in Ihre bestehenden Installationen integrieren lassen.

Mehr Informationen unter energieschweiz.ch



eae
energie agentur
elektrogeräte

e
energieschweiz.ch

Das Museum im digitalen Netz

Immer mehr Museen entdecken Soziale Medien für ihre Kommunikation. Doch die wenigsten nutzen sie mit System. Die Hochschule Luzern erarbeitet im Rahmen ihrer Forschung Strategien für eine webgerechte Vermittlung der Ausstellungsthemen.

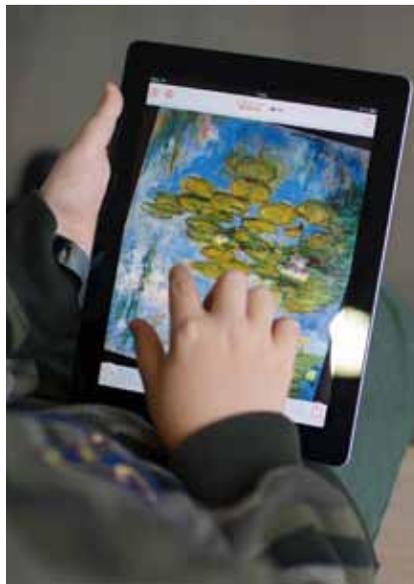
Das erste «Tweetup» des Historischen Museums Basel im letzten Mai sorgte für Aufsehen: Besucher waren explizit dazu eingeladen, ihr Handy zu zücken, ein Ausstellungsstück zu fotografieren und dieses mit ihrem Kurzkommentar in die Welt zu «zwitschern». Auch andere Museen entdecken die neuen Kommunikationstechniken für sich. Sie bieten iPads als Guides an oder lancieren Smartphone-Apps. «Die Entwicklung steckt hierzulande aber noch in den Kinderschuhen», sagt Axel Vogelsang von der Hochschule Luzern. Er leitet die Projekte «Audience+» und «Audience+Story». Sie untersuchen, wie Museen die sozialen Netzwerke im Web nutzen können. Allein auf Facebook tummeln sich rund 3,3 Mio. Nutzer aus der Schweiz. «Der enorme Umbruch, weg von den Massenmedien hin zu individualisierter Kommunikation über Online-Kanäle, erreicht mittlerweile alle Altersschichten. Damit müssen sich auch Museen auseinandersetzen», so Vogelsang. Präsenz allein bringt aber keinen Erfolg. Im Gegensatz zu klassischen Werbemassnahmen wie Plakaten oder Anzeigen zielen Soziale Medien auf den Dialog. «Hierfür haben Museen mit ihren Themen ein enormes erzählerisches Potenzial», so der Experte.

Am Anfang steht die Strategie

Im ersten der beiden Projekte erstellten die Forschenden einen Leitfaden, der Mu-

seen zeigt, wie sie Facebook und Co. kreativ nutzen können. Oberstes Gebot: die Ziele der Online-Aktivitäten strategisch festlegen. Geht es um blosser Information, den Aufbau einer Community, Kundenbindung oder den Austausch mit einem Fachpublikum? Zudem müssen die Inhalte im Kontext der jeweiligen Ausstellung stehen sowie zum Medium und zur Zielgruppe passen.

«Der Einsatz Sozialer Medien ist immer auch eine Art von Organisationsentwicklung. Man ermöglicht Einblicke und setzt sich den kritischen Augen der



Museen nutzen vermehrt digitale Medien, um auf ihre Ausstellungen hinzuweisen.

Öffentlichkeit aus, die sofort reagiert», erklärt Vogelsang. Inhalt und Ton der Kommunikation seien persönlich. Dies stelle gerade konservative Institutionen mit stark hierarchischen Strukturen vor Herausforderungen.

Gute Inhalte kosten Zeit und Geld

Ein schneller viraler Erfolg sei alles andere als sicher, betont Vogelsang: «Die Aufmerksamkeit des Publikums gewinnt man über kontinuierlich gute Inhalte. Das bedeutet zusätzliches Engagement und kostet Geld.» Das bestätigt Mirjam Baitsch, Digital Content Managerin der Fondation Beyeler. Das Haus ist eines der Museen, für die die Forschenden im Folgeprojekt «Audience+Story» konkrete Social-Media-Aktivitäten entwickelten und medien-spezifische Erzählformate testeten. Die Fondation Beyeler gehört zu den Schweizer Museen, die sich bereits intensiv mit dem Web befassen. Beim Online-Ranking-Portal Plura-graph.de, das Institutionen nach Anzahl ihrer Social-Media-Fans listet, belegt sie als Schweizer Spitzenreiterin den 9. Platz unter den Museen im deutschsprachigen Raum. Bisher nutzte sie die Plattformen aber eher zu Marketingzwecken

Toolbox und Leitfaden

Am Projekt «Audience+Story» der beiden Departemente Design & Kunst und Wirtschaft der Hochschule Luzern beteiligt sind das Historische Museum Luzern, die Fondation Beyeler in Basel und das Römermuseum Augusta Raurica in Augst. Ziel ist es, zusammen mit der element GmbH, eine Toolbox zu entwickeln, mit deren Hilfe Social-Media-Inhalte für Museen konzipiert werden können. Unterstützt wird das Projekt von der Kommission für Technologie und Innovation. Der Leitfaden «Social Media für Museen» kann gratis heruntergeladen werden unter:

www.hslu.ch/d-social-media-museen

Foto: Fondation Beyeler

und schuf nur wenig neue, ausstellungsspezifische Inhalte. «Wir sind noch dabei, Erfahrungen zu sammeln, und konnten im Projekt Erzählformate ausprobieren», so Baitsch. Im Zentrum des Projekts stand die Schaffung eines Blogs für eine Max-Ernst-Ausstellung. Besonders gefiel den Nutzern, dass dieser ihnen einen Blick hinter die Kulissen erlaubte. Zusätzlich gab es auf Facebook und Twitter verstärkte werberische und kommunikative Aktivitäten, etwa den «Titel der Woche», bei dem die User rätselhafte Werktitel vervollständigen konnten. Erarbeitet wurde all dies mit der Agentur element GmbH, die sich auf Ausstellungs-gestaltung und Szenografie spezialisiert hat. CEO Roger Aeschbach

«Das Publikum gewinnt man mit kontinuierlich guten Inhalten.»

Axel Vogelsang, Hochschule Luzern

ist überzeugt, dass das Web den Museen eine Vielzahl von Möglichkeiten bietet, ihre Inhalte zu vermitteln: «Sie können sich beispielsweise komplett von ihren örtlichen Gegebenheiten lösen, auf die sie sonst sehr fixiert sind. Das heisst aber auch, dass die ganze Kommunikation zu einer Ausstellung bereits bei deren Entwicklung mitgedacht werden muss.»

Fans vom Netz ins Museum bringen

Dank der Aktivitäten konnte die Fondation Beyeler die Zahl ihrer Fans auf Facebook und Twitter um jeweils 30 Prozent steigern. Axel Vogelsang findet diese Zahlen eindrucklich, sagt aber: «Wir haben verschiedene soziale Netzwerke beobachtet, immer mit ähnlichem Resultat: Zu Beginn der Ausstellung waren die Nutzer sehr aktiv. Später war es entscheidend, dass jede neue Aktion einen besonderen Inhalt bot, um Aufmerksamkeit zu erzeugen.» Jene Besucher zu eruieren, die aufgrund der Aktivitäten in Sozialen Medien ins Museum kommen, ist schwierig. Mirjam Baitsch: «Wir haben in diesem Projekt zusätzliche Erfahrung gesammelt, wie man das Interesse der User nährt. Nun müssen wir daran arbeiten, sie vermehrt in unsere Ausstellungen zu bringen.»

Simone Busch

Überflieger?

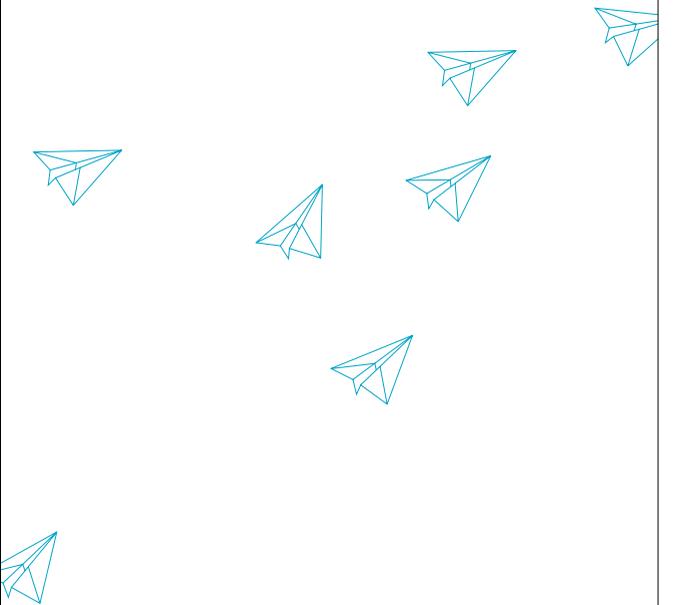
Unsere TAKE! Preise sind zum Abheben!

TAKE! ist unser Angebot speziell für Jugendliche bis 25 sowie Studierende und Auszubildende bis 30 Jahre.

Last Minute

15 Minuten vor Vorstellungsbeginn die besten Plätze für CHF 15

Mehr Infos unter www.luzernertheater.ch/take



LUZERNER THEATER...

Telefon 041 228 14 14
www.luzernertheater.ch

Nicht alles im Unternehmen läuft nach Plan. Ein Risikomanagement hilft, mit Unwägbarkeiten umzugehen.



Im Ernstfall abgesichert

Naturkatastrophen oder Rohstoffverknappung, aber auch Streiks und Personalausfälle können ein Unternehmen rasch in Schieflage bringen. Grossunternehmen verfügen meist über ein institutionalisiertes Risikomanagement. Experten des Departements Wirtschaft haben nun ein Instrument entwickelt, das auch KMU hilft, Risiken besser zu kontrollieren.

— Kurz nach Mitternacht fiel der Strom aus. Dann kam das Wasser. Die eiligst mit Sandsäcken errichteten Dämme konnten die Flutwelle der Kleinen Emme nicht zurückhalten, der Keller füllte sich, und bald stand das Wasser im Erdgeschoss bis zu den Hüften. Das Hochwasser im August 2005 traf die Giesserei der von-Roll casting in Emmenbrücke und ihre 220 Mitarbeitenden

völlig unerwartet. Die Fabrik, die unter anderem für grosse Energieerzeugungsanlagen, Schienen- und Nutzfahrzeuge Industriegussteile produziert, stand still. Der Schaden: ein zweistelliger Millionenbetrag. Der absolute Worst Case stellte das Management vor die Frage: Aufgeben oder weitermachen? «Wir entschieden uns fürs Weitermachen, auch weil die Kunden, insbesondere der Hauptabnehmer, grosses Verständnis zeigten», sagt Anton Rechsteiner, Mitglied der Geschäftsleitung. Rund zwei Monate später lief vonRoll casting wieder wie vor dem Unwetter. Und man zog Lehren. «Heute haben wir beispielsweise Zugriff

auf ein Kontrollsystem, das den Wasserstand der Kleinen Emme überwacht, zudem wurden Hochwasserschutzelemente beschafft», sagt Peter Stocker, Kommandant der Betriebsfeuerwehr. Ein nächstes grosses Unwetter stellt aber nicht das

«Risikomanagement erfolgt bei vielen KMU oft nur intuitiv. Ein Gesamtkonzept fehlt.»

Albert Andrist, Fachverein BCMnet

einzigste Top-Risiko für die Giesserei dar. Ein Flugzeug, gestartet auf dem Militärflugplatz Emmen – die Giesserei liegt direkt in der Flugschneise –, könnte abstürzen oder einer der Schmelzöfen explodieren. Auch der tiefe Euro-Wechselkurs und die steigenden Strompreise stellen das Unternehmen vor Herausforderungen.

Risiken liegen auch im Detail

Wer Geschäfte tätigt, geht Risiken ein, kleinere und grössere. Und es gibt solche, die – unabhängig von der Branche – einem Unternehmen das Genick brechen können. Dazu gehöre der Ausfall eines Entscheidungsträgers, sagt Jens Meissner vom Institut für Betriebs- und Regionalökonomie IBR der Hochschule Luzern. «Dabei gilt: Je stärker diese Per-

son im operativen Bereich tätig ist, desto spürbarer ist die Absenz.» Das Personal sei grundsätzlich ein bedeutendes Risiko, fügt Meissner an. «Ein Streik oder eine Pandemie können eine Firma schnell in Schieflage bringen.» Im Zeitalter der Digitalisierung würden zudem der Datenschutz und die Informatik-sicherheit grosse Gefahren bergen. Hinzu kommen mögliche Schäden durch elementare Ereignisse. «Die Erfahrung zeigt: Zwei Drittel bis drei Viertel aller Betriebe in der Schweiz, die grössere Verluste nach einem Brand erlitten haben, mussten später Insolvenz anmelden», sagt Stefan Hunziker vom Institut für Finanzdienstleistungen Zug IFZ der Hochschule Luzern. Ebenso seien Internationalisierungen und Produkteinführungen mit Risiken behaftet. Andere Gefahren lägen im Detail. «Ein nachlässiges Mahnwesen kann innert kurzer Zeit zu Liquiditätsproblemen führen», sagt Hunziker. Zusammengefasst geht es bei all diesen Risiken darum, dass das Unternehmen im Ernstfall nicht oder kaum mehr in der Lage ist, das Geschäft weiterzuführen – wie die Giesserei in Emmenbrücke. Der «Allianz Risk Barometer 2013»

Illustrationen: Philip Bürli, Absolvent der Hochschule Luzern, Fotos: zVg, iStock / Vasiliki Varvaki

«Es ist rational überaus klug, die Irrationalität in Entscheidungsprozesse einzubinden»

Bevor Grossunternehmen ins Ausland expandieren, beschäftigen sich ganze Abteilungen mit den damit verbundenen Chancen und Risiken. Wie entscheiden KMU, die nicht über einen riesigen Apparat verfügen? Sie greifen auf andere Ressourcen zurück, sagt Betriebswirtschaftler Frank E. P. Dievernich.

Wie stark beschäftigen sich KMU mit dem Thema Internationalisierung?

Die Internationalisierungswelle hat auch die KMU in der Schweiz erfasst. Für sie ist die Expansion ins Ausland eine Möglichkeit, ihre Zukunftsfähigkeit sicherzustellen – getrieben und begünstigt gleichermaßen wird dieser Schritt von der Globalisierung. Wann und unter welchen Voraussetzungen sich KMU für eine Internationalisierung entscheiden, wollen wir mit unserer Online-Befragung zusammen mit dem «KMU-Magazin» herausfinden.

Entscheiden sich kleine und mittel-grosse Unternehmen denn nach anderen Kriterien als grosse?

Ja. Führungspersonen von Grossunternehmen können auf einen riesigen Apparat zurückgreifen. Ganze Abteilungen betreiben Marktforschung, führen Umfragen durch, besprechen sich mit externen Beratern, alles mit dem Ziel, einen Entscheid mit Argumenten zu unterlegen und die Risiken für eine Internationalisierungs- und bisweilen Standortentscheidung zu minimieren. KMU können nicht auf solche Ressourcen zurückgreifen, sie müssen zwangsläufig andere Wege gehen.

Wie gehen denn KMU vor?

Unsere These ist, dass KMU vermehrt andere Ressourcen einsetzen, als Grossunternehmen dies tun. Führungsperso-

nen fällen Entscheide öfter intuitiv. Sie folgen ihrem Bauchgefühl im Vertrauen auf das eigene unternehmerische Handeln und die Kompetenzen des Netzwerks aus Familie, Mitarbeitenden und KMU-Kollegen. Das Gefühl ist geprägt von den eigenen Erfahrungen. Die Persönlichkeit des CEO spielt beim Entscheid sehr stark mit.

Grundsätzlich ist jede Internationalisierung mit Risiken verbunden. Wenn KMU nun einfach aus dem Bauch

«Die Persönlichkeit des CEO spielt beim Entscheid sehr stark mit.»



Frank E. P. Dievernich, Projektleiter und Dozent am Departement Wirtschaft.

heraus entscheiden, tönt das nach noch mehr Unsicherheiten.

Klar, Gefühle können fehlgeleitet sein. Wir plädieren aber nicht dafür, einzig mit dem Bauchgefühl zu entscheiden und draufloszustürmen. Wir sagen: «Professionalisiert» eure Gefühle, nehmt die Intuition ernst. Mit dieser emotionalen Basis sollen die KMU-Lenker in einem zweiten Schritt Marktstudien, Berater sowie klassische Entscheidungsmodelle konsultieren und ihre Entscheide abstützen. Ist nämlich einmal die Entscheidung emotional gefestigt, dann greifen auch die klassischen, rationalen Instrumente und Analysen besser; man steht dann viel eher hinter ihnen.

Im Vergleich zu Grossunternehmen scheint dieses Vorgehen immer noch sehr risikoreich.

Es ist ein Trugschluss, zu glauben, Grossunternehmen würden ihre Entscheide rein rational treffen. Am Anfang vieler Entscheide steht eine Person, die ein Gefühl, eine Intuition hat. Im Gegensatz zu einem KMU steht dieser Person jedoch ein grosser Apparat zur Verfügung, um Argumente produzieren zu lassen, die dieses Gefühl rational belegen. Entscheide werden also ex post rationalisiert.

Gibt es denn überhaupt rationale Entscheide?

Die Forschung sagt: Jeder Entscheid ist emotionsbasiert; wer keine Emotionen hat, kann auch nicht entscheiden. Ironischerweise ist die gesamte Ökonomieausbildung darauf ausgelegt, Gefühle zu negieren und nur die Ratio sprechen zu lassen. Im Gegensatz zum Privatleben sollen Emotionen und Intuitionen in der Geschäftswelt keine Rolle spielen. Dabei ist es rational doch überaus klug, die Irrationalität in Entscheidungsprozesse einzubinden. Andernfalls würde man ausklammern, was ohnehin im Raum steht – und das ist viel gefährlicher.

Interview: Yvonne Anliker



Die Zufahrtsstrasse zur Giesserei der vonRoll casting in Emmenbrücke wurde im Sommer 2005 komplett unter Wasser gesetzt.

nennt den Betriebs- und Lieferkettenunterbruch denn auch als Top-Risiko für Unternehmen in der Schweiz.

Mangelnde Systematik

Umso wichtiger ist, mögliche Gefahren mit einem guten Management im Griff zu haben. «Grossunternehmen beschäftigen damit ganze Abteilungen», sagt Jens Meissner. KMU (bis zu 250 Beschäftigte) hingegen, die in der Schweiz einen Anteil von 99,6 Prozent an den privatwirtschaftlichen Betrieben ausmachen, fehlt es vielfach an den nötigen Ressourcen.

Mit Thomson Reuters entwickelte die Hochschule Luzern deshalb im Rahmen eines Forschungsprojekts ein integrales Risikomanagement speziell für kleine und mittlere Firmen mit dem Ziel der ganzheitlichen Sicherung der Geschäftstätigkeit. Praxispartner waren zudem RFM Dr. Imfeld Risiko- und Finanzmanagement sowie der Fachverein BCMnet. CH. «KMU-Geschäftsleiter analysieren zwar heute bereits ihre Risiken», sagt Albert Andrist vom Fachverein. Er ist Leiter Business Continuity & Security der

Gruppe Mobiliar und berät Firmen bei der Erkennung und Bewältigung von Risiken. «Doch dieses Risikomanagement erfolgt oft nur intuitiv. Ein systematisch implementiertes Gesamtkonzept fehlt.»

Als Gesamtkonzept umschreibt Andrist das integrierte Risikomanagement, das aus vier Disziplinen besteht: erstens das klassische Risikomanagement (RM), das alle relevanten Risiken erhebt, dokumentiert und bewirtschaftet. Mit dem internen Kontrollsystem (IKS) werden zweitens die Geschäftsprozesse und die Risiken kontinuierlich überwacht. Für den Fall, dass ein Ereignis eintritt, braucht es drittens ein Krisenmanagement (KM), das im Moment des Schadensfalls greift. Viertens kommt das Business Continuity Management (BCM) zum Zug: Mit einem Plan B wird sichergestellt, dass zeitkritische Betriebsprozesse auch in Ausnahmesituationen und in Notfällen nur kurz oder gar nicht unterbrochen werden.

Das von der Hochschule Luzern erarbeitete integrale Risikomanagement vereint diese vier Bereiche. Das For-

schungsteam um Jens Meissner entwickelte dafür ein Instrument, mit dem sich der Status des eigenen Risikomanagements kritisch prüfen lässt und das ein Benchmarking mit anderen Unternehmen ermöglicht. In einem ersten Schritt füllt das Unternehmen online einen Fragebogen aus. Der Zeitaufwand beträgt ca. 45 Minuten. Unter anderem sind folgende Fragen zu beantworten: Wie identifizieren und bewerten Sie Risiken für Ihr Unternehmen? Wie überwachen und rapportieren Sie Ihre Risiken? Wie sind Sie auf ausserordentliche Ereignisse (Notfall, Krise, Katastrophe) vorbereitet? Am Ende erhält der Betrieb eine schriftliche Standortbestimmung, aufgeteilt in neun Handlungsfelder (z.B. Risikomassnahmen, Krisenvorbereitung) mit den entsprechenden Handlungsempfehlungen. Dem Unternehmen werden zudem Checklisten geliefert. Diese sollen helfen, vorhandene Strukturen und Dokumente zu überarbeiten. In einem letzten Schritt kann die Firma ihre Resultate mit dem Durchschnitt der eigenen Branche vergleichen.



Streiks, Pandemien oder der Ausfall eines Entscheidungsträgers: Das Personal stellt grundsätzlich ein Top-Risiko für jedes Unternehmen dar.

«Ein professionelles Risikomanagement hat nicht zum Ziel, unternehmerische Risiken vollständig zu eliminieren, sondern das Bewusstsein dafür zu schärfen, Transparenz herzustellen und Raum zu schaffen, Risiken eingehen zu können», sagt Stefan Hunziker. Jens Meissner unterstreicht diese Worte mit einem Beispiel: «Ein Formel-1-Pilot, dessen Auto keine Bremsen hat, wird niemals Vollgas geben.» Eine Überlebensgarantie gibt es – auch mit Bremsen – nicht. Aber die Aussichten dafür erhöhen sich. «In den USA wurde untersucht, wie sich der Aktienkurs von Unternehmen entwickelte, die ein Grossereignis bewältigen mussten. Deutlich wird, dass vorbereitete Unternehmen nach ein paar Jahren wesentlich besser dastehen als jene, die es nicht waren», sagt Albert Andrist.

Klare Vorteile für Unternehmen

Wenn die Vorteile auf der Hand liegen, weshalb hat nicht längst jedes KMU – trotz geringerer Ressourcen – ein professionelles Risikomanagement eingeführt? «Sicherheit stört. Viele glauben, ein Risikomanagement bringe keinen

unmittelbaren Nutzen, sondern koste in erster Linie», sagt Andrist. «Wer sich jedoch mit der Thematik beschäftigt, erkennt meist den Sinn», fügt Meissner an und zitiert eine Studie von Kessler Consulting aus dem Jahr 2012 mit Finanzfirmen. «Zwei Drittel der Unternehmen, die ein Business Continuity Management eingeführt haben, sagen bereits nach einem Jahr, dass sich die Investition gelohnt habe. Diese Unternehmen verfügen über ein besseres Verständnis ihrer kritischen Prozesse, können im Ernstfall schneller zum Tagesgeschäft zurückkehren, schützen ihr Image und stärken ihr Bewusstsein für Risiken.» Für Hunziker bringt ein gutes Risikomanagement deshalb klare Vorteile gegenüber der Konkurrenz: «Es hilft, die eigenen Ziele verlässlich zu erreichen, und schafft Vertrauen.» Das scheinen in der Schweiz viele Unternehmen zu wissen. In einer gemeinsamen Analyse der ETH Zürich und i-Risk von 2013 heisst es: «Risikomanagement ist heute präsenter denn je, bei 80 Prozent der befragten Organisationen ist ein formalisierter Risikomanagementprozess eingeführt.»

Diese Tatsache ist wohl auch darauf zurückzuführen, dass die Vorschriften des Gesetzgebers, von Regulatoren und Versicherungen stetig zunehmen. «Die Risikoabschätzungen, die wir vornehmen müssen, werden immer umfangreicher», sagt Ruedy Jakober von vonRoll casting. Die Kunden verlangten ebenfalls immer mehr Sicherheit, vor allem Liefersicherheit. Um diese zu gewährleisten, investiert die Giesserei viel und lässt sich diesen Aufwand mit diversen Zertifikaten bestätigen. «Ohne die nötigen Zertifikate wird man heute kaum mehr berücksichtigt», sagt Ruedy Jakober. Das Risikomanagement hilft somit auch, sich im internationalen Wettbewerb erfolgreich zu positionieren.

Yvonne Anliker

Studien mit und Werkzeuge für KMU

Die Hochschule Luzern führte eine Online-Befragung bei KMU durch, um herauszufinden, nach welchen Kriterien sie einen Entscheid zur Internationalisierung fällen (siehe Interview). Die Ergebnisse erscheinen im Frühjahr im «KMU-Magazin». Für eine weiterführende Studie suchen Frank E. P. Dievernich und Claus Schreier vom Departement Wirtschaft KMU, die bereits Erfahrungen mit Internationalisierung gesammelt haben oder kurz davorstehen, ins Ausland zu expandieren. Ziel des Projekts ist es, ein Instrumentarium zu entwickeln, das Schweizer KMU dabei unterstützt, erfolgreich in fremden Ländern Fuss zu fassen. Interessierte melden sich bei Claus Schreier, claus.schreier@hslu.ch.

Ab März 2014 steht KMU die Pilotversion des Tools zur Verfügung, das im Forschungsprojekt «Integrales Risikomanagement» entwickelt wurde (siehe Haupttext). Und zwar unter: www.hslu.ch/integrales-rm

Informieren Sie sich.

Lucerne University of Applied Sciences and Arts
HOCHSCHULE LUZERN
FH Zentralschweiz

Weiterbildung 2014/15

- Executive MBA Luzern
- Master of Advanced Studies MAS
- Diploma of Advanced Studies DAS
- Certificate of Advanced Studies CAS
- Weitere Kurse und Seminare

www.hslu.ch/weiterbildung

Flyer nicht mehr vorhanden? Bestellen Sie ihn unter <http://publikationen.hslu.ch>

Abend der Weiterbildung: Informationen und Beratung zu den Weiterbildungsangeboten
Mittwoch, 9. April 2014, 16.00 bis 20.00 Uhr, Zentralstrasse 9, Luzern (direkt beim Bahnhof)
www.hslu.ch/abendderweiterbildung

Kooperation der Eltern ist zentral

Oft fällt es zuerst in der Schule auf, wenn Kinder oder Jugendliche in Schwierigkeiten stecken. Ein Forschungsprojekt des Departements Soziale Arbeit untersucht, unter welchen Umständen sich Schulen an die Behörden wenden.

Die zehnjährige Muriel lebt mit ihrer Mutter und der zweijährigen Halbschwester in einem Einfamilienhaus. Im Unterricht war sie bis vor einigen Monaten sehr interessiert und zuverlässig. Nun nehmen ihre Leistungen drastisch ab. Sie schläft am Pult ein und ist immer wieder in Streitereien verwickelt. Ihrem Lehrer fällt ihr verändertes Verhalten auf. Er sucht das Gespräch mit ihrer Mutter und erfährt, dass sie als Leiterin einer Stiftung arbeitet und viel unterwegs ist. Während dieser Zeit muss Muriel auf ihre jüngere Halbschwester aufpassen. Der Vater der Halbschwester lebt in der Nachbargemeinde. Er terrorisiert die Familie mit Anrufen.

Anhand eines ähnlichen Fallbeispiels untersuchte Andreas Jud, Projektleiter und Dozent am Institut Sozialarbeit &

«Die ausgearbeiteten Ziele müssen in einem gewissen Zeitrahmen erreicht werden.»

Andreas Jud, Projektleiter und Dozent, Hochschule Luzern

Recht der Hochschule Luzern, welche Faktoren die Wahrscheinlichkeit einer Gefährdungsmeldung erhöhen. 594 Schulleiter, Schulsozialarbeitende und

Schulpsychologinnen aus den Kantonen Aargau, Basel-Landschaft, St. Gallen, Bern, Schaffhausen und Solothurn beteiligten sich an einer Online-Befragung. Dabei stellte Andreas Jud fest: «Die elterliche Kooperation ist wegweisend, wie die schulischen Fachkräfte mit dem Fall weiterverfahren.» Wenn Muriels Mutter etwa fordert, man solle sich aus ihren familiären Angelegenheiten heraushalten, wird eher eine Gefährdungsmeldung an die Kinderschutzbehörde in Erwägung gezogen. Gibt sich die Mutter einsichtig und verspricht zum Beispiel, einen Platz in der Kita für ihre jüngste Tochter zu organisieren, sieht die Lehrperson eher von einer Gefährdungsmeldung ab.

Keine leeren Versprechungen

Solange Eltern kooperieren, ist die Gefährdungsmeldung für schulische Fachkräfte die «Ultima Ratio». «Doch Kooperation ist nicht gleich Kooperation», beobachtet Andreas Jud. «Es darf nicht nur leere Versprechungen geben.» Mütter und Väter müssten sich ernsthaft bemühen, die mit ihrem Kind ausgearbeiteten Ziele in einem gewissen Zeitrahmen zu erreichen. Die Realität ist allerdings, dass Lehrpersonen oder Sozialarbeitende jahrelang kooperieren und von einer Meldung absehen, obwohl sich die Situation kaum verbessert.

Diese Erkenntnis schimmert laut Jud in allen Teilstudien des Forschungsprojekts durch. Nebst der Online-Befragung führte er Interviews mit 24 Schulleitern, -sozialarbeitenden sowie -psychologinnen in der Deutschschweiz durch. Zudem wurden 232 neue Fälle von festgestellten Gefährdungssituationen bei Kindern und Jugendlichen im Hinblick auf ihren Status untersucht. 130 von ihnen wurden an die Kinderschutzbehörde weitergeleitet. «Eine Meldung erfolgt erst bei ernstlichen Gefährdungen, wenn der Schutz des Kindes nicht mehr ausreichend mit Massnahmen im schulischen Umfeld gewährleistet werden

«Es gibt keinen goldenen Weg, und es wird nie einen geben.»

Andreas Jud, Projektleiter und Dozent, Hochschule Luzern

kann», sagt Andreas Jud. Besondere Umstände liegen vor, wenn der Verdacht auf sexuellen Missbrauch, körperliche Misshandlung oder Suizidgefahr besteht. Dann liegt die Wahrscheinlichkeit, dass eine Meldung an die Behörde ergeht, dreimal höher.

Sozioökonomischer Status der Eltern beeinflusst den Entscheid

Ebenfalls untersucht wurde, welchen Einfluss der sozioökonomische Status der Familie auf das Handeln der Lehrkräfte hat. So wurde ihnen das Beispiel der Schülerin Muriel in zwei Szenarien vorgelegt. Eine Hälfte der Befragten musste sich überlegen, wie sie vorgehen würde, wenn die Mutter Leiterin einer Stiftung wäre, bei der anderen Hälfte war sie als Fliessbandarbeiterin in der örtlichen Fabrik angestellt. Das Resultat: Ist die Mutter eine einfache Arbeiterin, würde die gleiche Situation eher zu einer Meldung führen. Es ist möglich, dass hier Vorurteile gegenüber sozial Schwächeren eine Rolle spielen. Auf der anderen Seite zeigten verschiedene Stu-

dien aber auch, dass es bei Familien mit tiefem sozioökonomischem Status zu Hause vermehrt zu Stresssituationen komme, erläutert Andreas Jud. «Wenn das Geld fehlt, die Wohnverhältnisse eng und die Eltern mit den Kindern überfordert sind, belastet dies ein Kind enorm und drückt in seinem Verhalten durch.» Die Entscheidung für oder gegen eine

Gefährdungsmeldung gestaltet sich für Schulen und schulische Dienste in jedem Fall herausfordernd. Andreas Jud: «Es gibt keinen goldenen Weg, und es wird nie einen geben. Diese Studie soll Lehrpersonen helfen, ihr Bewusstsein zu schärfen und die elterliche Kooperation stets kritisch zu hinterfragen.»

Denise Krummenacher



Foto: fotofinder / allesalltag.de

Solange die Eltern kooperieren, ist die Gefährdungsmeldung für die schulischen Fachkräfte der letztmögliche Weg.

«Die Zahl der Gefährdungsmeldungen wird steigen»

Sie untersuchten den Umgang mit Gefährdungsmeldungen von Schulen mit und ohne Sozialarbeit. Stellten Sie Unterschiede fest?

Andreas Jud: Ja. Die Schulsozialarbeit steigert die Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler. Daher deckt sie Fälle auf, die sonst im Dunkeln bleiben würden.

Bedeutet mehr Gefährdungssituationen an Schulen mit Sozialarbeit automatisch mehr Meldungen an die Behörden?

Nein, es gibt hier keine Unterschiede zwischen Schulen mit oder ohne Schulsozialarbeit. Aus der grösseren Zahl der Fälle bei Schulen mit Sozialarbeit gehen nicht automatisch mehr Meldungen hervor, weil diese – und das ist eine ihrer Kernaufgaben – verschiedene, unterstützende Massnahmen im schulischen Alltag ergreifen, welche die Klassenlehrperson entlasten und eine prekäre Situation entschärfen können.

Mit dem neuen Kindes- und Erwachsenenschutzrecht sind die Behörden nicht mehr auf Gemeinde-, sondern auf regionaler Ebene angesiedelt.

Wie wirkt sich das aus?

Auf einer regionalen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde sind mehrere Fachpersonen vereint. Ich vermute, dass Schulen und schulische Dienste den neuen Strukturen mehr vertrauen – dies auch, weil die Ansprechpersonen dem persönlichen Umfeld nicht mehr so nah sind. Ich nehme an, dass die Anzahl der Gefährdungsmeldungen steigen wird.



Das Grossprojekt Andermatt Swiss Alps wird die Region in vielerlei Hinsicht verändern.

Licht und Schatten über Andermatt

Das Luxusresort Andermatt Swiss Alps bietet der Berggemeinde Andermatt viele Chancen. Es birgt aber auch Risiken, etwa für das einvernehmliche Zusammenleben im Dorf. Die Langzeitstudie BESTander matt unter der Leitung der Hochschule Luzern begleitet die Einwohnerinnen und Einwohner während des Wandels.

Sechs Hotels, 490 Appartements, 25 Villen, ein 18-Loch-Golfplatz: In Andermatt entsteht ein Ferienresort der Superlative. Mit der Eröffnung des 300 Millionen Franken teuren Fünfsternehotels «The Chedi» wurde vor wenigen Wochen die erste Ausbautetappe abgeschlossen.

Das Grossprojekt wird die 1'400-Seelen-Gemeinde im Urner Urserental verändern – nicht nur die Landschaft und das Ortsbild, auch die sozialen Strukturen und das Zusammenleben. Wie die Bevölkerung den Wandel ihres Dorfes erlebt und wie sie damit umgeht, untersucht eine Studie unter der Leitung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.

Sie geht über eine Dokumentation der soziokulturellen Auswirkungen hinaus und soll die Betroffenen darin unterstützen, die Entwicklungen zu reflektieren und aktiv mitzugestalten, erläutert Beatrice Durrer Eggerschwiler, Co-Leiterin der Studie. «Andermatt soll sich sozial nachhaltig entwickeln. Die Begleitung durch die Expertinnen und Experten der Hochschule hilft uns dabei», sagt der Andermatt Gemeindevorstand Roger Nager.

Die Studie BESTander matt umfasst vier Teilstudien, die auf Befragungen von je 25 Einzelpersonen, einer Gruppe von Gewerbetreibenden und Gruppen von Jugendlichen basieren. Die erste Befragung fand 2009 vor Baubeginn statt, die zweite während der Bauphase 2012, die dritte wird nach Inbetriebnahme des Resorts ca. 2016 folgen und die letzte voraussichtlich nach dessen Fertigstellung um etwa 2020. Damit wird die Studie die subjektive Einschätzung eines Teils der Bevölkerung über mehr als zehn Jahre untersuchen und einzigartige Erkenntnisse zu den lokalen und regionalen Aus-

«Die Studie soll unterstützen, die Entwicklungen zu reflektieren und aktiv mitzugestalten.»

Beatrice Durrer Eggerschwiler,
Co-Leiterin der Studie

wirkungen touristischer Grossprojekte liefern. Auftraggeber sind die Gemeinde Andermatt, der Kanton Uri und das Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO).

Hoffnungen und Ängste

Die erste Teilstudie zeigte, welche Hoffnungen und Ängste die Bevölkerung mit dem Bau des Resorts verknüpfte. Damals war die Stimmung mehrheitlich positiv – man erhoffte sich neue Arbeitsplätze, Chancen für das Gewerbe und eine bessere Infrastruktur.

Aber auch Ängste zeichneten sich ab, etwa vor steigenden Lebenshaltungskosten und einem Identitätsverlust zwi-

schen «all den Pelzmänteln und Lamborghinis». In dieser Zeit wurde die lokale Begleitgruppe aus Vertretern der Bevölkerung, die Anliegen von Einwohnern entgegennimmt und sie anonymisiert an die Studienleitung und den Gemeinderat weiterträgt, etabliert.

Erkenntnisse offenlegen

Nun liegen die Ergebnisse der zweiten Teilstudie vor. Im Mittelpunkt standen dabei die unterschiedlichen Umgangsweisen der befragten Personen mit den Veränderungen: Ein Teil der Andermatt-erinnen und Andermatt-er ist zuversichtlich – was nicht heisst, dass sie unkritisch sind –, betont Beatrice Durrer Eggerschwiler. Diese Gruppe sieht vor allem die Chancen, die sich eröffnen, und glaubt, selbst Einfluss auf die Entwicklung nehmen zu können. Andere hingegen fühlen sich überrollt vom Neuen, fürchten, dass die ursprünglichen Qualitäten des Dorfes nicht mehr zählen, und ziehen sich resigniert zurück. Eine dritte Gruppe versteht sich als aktive «Opposition». Sie ist enttäuscht von bestimmten Entscheidungen und kritisiert einen

Mangel an Transparenz und Ehrlichkeit seitens der Verantwortlichen.

Das Team der Hochschule Luzern lud die Bevölkerung im September 2013 zu einer Ergebniskonferenz ein, an der die verschiedenen Umgangsweisen vorgestellt wurden. «Responsive Forschung» heisst dieser Ansatz. «Mit dem Offenlegen der Erkenntnisse soll ein Reflexionsprozess in Gang gesetzt werden», so Beatrice Durrer Eggerschwiler. «Nur wenn Ähnungen ausgesprochen und Beobachtungen geordnet werden, wenn implizites Wissen ans Licht gebracht wird, kann dieses nutzbar gemacht werden.»



In vier Teilstudien werden u.a. Gruppen von Kindern und Jugendlichen befragt.

Starker Preisanstieg bei Wohneigentum

Experten der Hochschule Luzern – Wirtschaft untersuchen die sozioökonomischen Folgen des Resortbaus in Andermatt. Darunter fallen die Auswirkungen auf die demographische Entwicklung, auf die wirtschaftliche Leistung, auf die kommunalen Steuereinnahmen sowie die Preisentwicklungen von Alltagsgütern und Immobilien. Letztere zeigen zwischen 2006 und 2013 eine interessante Entwicklung: Während die Kosten für Wohneigentum zwischen 2006 und 2010 mit Preissteigerungen zwischen 150 und 190 Prozent förmlich explodierten, verlief die Entwicklung in den vergangenen drei Jahren etwa so wie im Schweizer Durchschnitt.

Je nach Objekt stiegen die Preise um 5 bis 25 Prozent. «Die Mieten hingegen haben sich zwischen 2006 und 2013 im Durchschnitt kaum bewegt», erläutert Ökonom Hannes Egli. Mieter machen in Andermatt auch eine klare Minderheit aus. Der Eigentümeranteil von 63 Prozent ist im Urner Dorf fast doppelt so hoch wie im Schweizer Durchschnitt.

Weitere Ergebnisse zu sozioökonomischen Entwicklungen werden im Februar im Schlussbericht zur zweiten Teilstudie veröffentlicht.

Die Ergebnisse der Untersuchung sollen dem Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) u.a. als Grundlage zur Beurteilung der Folgen künftiger touristischer Grossprojekte in der Schweiz dienen.

Die Studie und die Ergebniskonferenz zeigten, dass die Dreier-Typologie «identifizierender, tradierender und opponierender Umgang mit Veränderung» nur selten in «Reinkultur» vorliegt. Bei vielen der Befragten vermischen sich die Verhaltensweisen. Diese sind auch durch aktuelle Entscheide beeinflusst. So waren etwa viele der Optimisten und Befürworter des Resorts enttäuscht, als der Bau des Sportzentrums im November 2012 zurückgestellt wurde.

«In den Diskussionen zeigte sich, dass jede der Umgangsweisen mit Veränderung auch eine positive Seite birgt und ihre Berechtigung hat», erklärt Beatrice Durrer Eggerschwiler. So sind etwa jene, die sich um Traditionen sorgen, nicht einfach als «Ewiggestrige» abzustempeln, sondern es gilt, sie zu motivieren, ihre Haltung konstruktiv einzubringen und

wichtige Fragen zu stellen. Etwa, welche Werte erhaltenswert sind und wie diese am Leben erhalten werden können.

«Die Jungen sollen ihren Lebensraum mitgestalten können.»

Roger Nager,
Gemeindepräsident Andermatt

Nach Einschätzung der Co-Projektleiterin fällt es vielen in Andermatt heute leichter, ihre Meinung zum Resort offen zu äussern. «Für das Zusammenleben ist das enorm wichtig, weil es sonst zu einer Spaltung in der Bevölkerung kommen kann.» Der Umgang untereinander wirkt sich auch darauf aus, wie die Andermattler ihren Gästen begegnen. «Gastfreundschaft ist für den Erfolg eines Ferienortes von grosser Bedeu-

tung», so Beatrice Durrer Eggerschwiler, «und die lässt sich nicht verordnen.»

Aufgrund der Erkenntnisse aus der zweiten Teilstudie und den Diskussionen an der Ergebniskonferenz hat das Forschungsteam Handlungsfelder identifiziert und Empfehlungen für die Auftraggeber entwickelt, etwa zur Kommunikation, zum Erhalt von bezahlbarem Wohnraum, zur Weiterführung der Begleitgruppe und zum vermehrten Einbezug von Kindern und Jugendlichen. Diese liegen auch Roger Nager am Herzen: «Die Jungen sollen sich ernst genommen fühlen und ihren Lebensraum mitgestalten. Sie sind die Zukunft Andermatts.» **Simona Stalder, Sigrid Cariola**

Weitere Informationen unter:
www.best-anderstatt.ch

Unterstützung braucht einen Plan

Die Gesellschaft altert. Deshalb ist die Unterstützung durch Freiwillige in der Palliative Care immer gefragter. Deren Einsätze müssen aber gut geplant sein, damit Angehörige und Fachpersonen wirklich entlastet werden. Das zeigt eine Studie der Hochschule Luzern.



Freiwillige Helfer leisten vor allem soziale Unterstützung.

Die meisten Menschen möchten im Alter so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden leben. An einer Befragung des Bundesamts für Gesundheit gaben drei Viertel der Personen ihr Zuhause auch als bevorzugten Sterbeort an. Dieser Wunsch, verbunden mit dem demographischen Wandel, hat Auswirkungen auf die Palliative Care: die Betreuung und Pflege von Menschen mit einer unheilbaren oder chronisch fortschreitenden Krankheit. Es steigt «nicht nur die Nachfrage an qualifizierten Gesundheitsfachpersonen [...], sondern auch der Bedarf an unbezahlter Arbeit und Unterstützung», heisst es in der Nationalen Strategie Palliative Care 2013–2015 von Bund und Kantonen.

Caritas Luzern betreibt eine Kontaktstelle namens «Begleitung in der letzten

Lebensphase» und arbeitet bereits mit unbezahlten Helfern zusammen. Um die Zusammenarbeit auszubauen, beauftragte die Organisation die Hochschule Luzern mit einer Studie. Sie sollte klären, ob sich der ambulante Einsatz von Freiwilligen institutionalisieren lässt und wie Patienten und Angehörige am besten zu unterstützen sind.

Freiwillige haben Zeit

Die befragten 60 Freiwilligen, Angehörigen und Fachpersonen sehen den Nutzen vor allem in der sozialen Unterstützung: Botengänge, Zuhören, Beratung bei Alltagsproblemen, Dasein usw. So werden nicht nur pflegende Angehörige entlastet, sondern auch Fachpersonen. «Freiwillige haben tendenziell mehr Zeit, das ist ein grosses Plus», sagt Gian-Clau-

dio Gentile vom Departement Soziale Arbeit, der die Studie mit dem Departement Wirtschaft und der ETH Zürich durchführte.

Doch ein systematischer Einsatz von Freiwilligen im Bereich Palliative Care steht noch ganz am Anfang – das ist eine der wichtigsten Erkenntnisse der Studie. Die Entwicklung einer systematischen Freiwilligenkoordination reicht von der Auswahl der Freiwilligen für die einzelnen Einsätze über ihre Schulung und Betreuung bis hin zur Einbindung in den Informationsaustausch zwischen allen Beteiligten. Kommt hinzu, dass die verschiedenen Organisationen wie z.B. Caritas, Spitex, Rotes Kreuz, kirchliche und lokale Vereine in diesen Fragen noch zu wenig zusammenarbeiten. Gentile plädiert darum für den Aufbau eines professionellen Freiwilligenmanagements. «Die Krux dabei: Man muss steuern, was sich nicht gern steuern lässt, weil es eben freiwillig ist.» Deshalb sollten bei der Rekrutierung der unbezahlten Helfer deren Bedürfnisse, Möglichkeiten und Motive explizit geklärt werden. Gleichzeitig ist es wichtig, dass Angehörige und Patienten ihre Anliegen artikulieren und über die Unterstützungsmöglichkeiten informiert werden. «Die Vermittlung und die Koordination zwischen den beiden Interessengruppen müssen die Hilfsorganisationen verstärkt wahrnehmen», sagt Gentile.

Caritas Luzern hat auf die Resultate der Studie bereits reagiert. Andrea Jenny, Leiterin der Kontaktstelle: «Wir sind dabei, ein Konzept für eine systematischere Zusammenarbeit mit den Freiwilligen auszuarbeiten.» Sie ist überzeugt davon, dass es in Zukunft viel mehr unentgeltliche Helfer im Bereich der Palliative Care braucht, um die Betreuung in einer alternden Gesellschaft sicherzustellen.

Yvonne Anliker

Studienresultate unter:
www.hslu.ch/palliativecare

Foto: Shutterstock / Ocskay Benec



Setzen Sie einen Meilenstein in Ihrer Einkaufskarriere!

- Intensivseminar «Beschaffungswissen» für Quereinsteiger
- Einkaufsleiter/Einkaufsleiterin mit eidg. Diplom
- Einkaufsfachmann/Einkaufsfachfrau mit eidg. Fachausweis
- Führungs- und Fachseminare
- Firmentrainings

Fachverband für Einkauf und Supply Management | Tel. 062 837 57 00 | contact@procure.ch | www.procure.ch

«Ein Neuzugang bringt Impulse»

In den vergangenen Monaten wurden wichtige Weichen für die künftige Entwicklung der Hochschule Luzern gestellt: Rektor Markus Hodel spricht über das geplante Informatik-Departement, den neuen Standort für das Departement Design & Kunst und zeigt auf, in welche Richtung sich die Forschung an den Fachhochschulen entwickeln wird.

Der Konkordatsrat hat grünes Licht für ein Departement Informatik gegeben. Was bedeutet es für die Hochschule Luzern, wenn zu den fünf Departementen, deren Wurzeln teilweise über 100 Jahre zurückreichen, nun ein komplett neuer Teil dazukommt?

Durch die Gründung der Fachhochschulen waren auch die Einheiten, die heute die Hochschule Luzern bilden, grossen organisatorischen und kulturellen Veränderungen unterworfen. Dieser Prozess ist weitgehend abgeschlossen. Und so sehe ich den «Neuzugang» wie einen Nachzügler in der Familie, der auch eine gewisse Dynamik erzeugt und neue Impulse bringt.

Im Zuge der Neugründung werden die bestehenden Informatikabteilungen der Departemente Technik & Architektur und Wirtschaft zusammengeführt. Welche Herausforderungen sind damit verbunden?

Etwa 120 Mitarbeitende und die Studierenden der nächsten Jahrgänge werden ihr Umfeld verlassen und von einigen Gewohnheiten Abschied nehmen müssen. Das wird nicht allen leichtfallen. Von Seiten der Hochschulleitung ist es wichtig, in allen Phasen offen zu kommunizieren, die Veränderungen gut zu strukturieren und sicherzustellen, dass die Betroffenen sich auch einbringen können. Auf der anderen Seite bietet sich an

einem neuen gemeinsamen Standort aber auch die Chance, einen besonderen Spirit und eine ICT-Kultur zu entfalten.

Der Konkordatsrat wählte schliesslich Zug als Standortkanton. Was sind die Gründe dafür?

Der Kanton Zug verfügt über eine sehr gute verkehrstechnische Anbindung und weist mit seiner Nähe zu Zürich gleichzeitig das grösste Einzugsgebiet auf. Kommt hinzu, dass in Zug verschiedene Zubringerausbildungen und zahlreiche Unternehmen der Informatikbranche angesiedelt sind. Zug ist übrigens schon lange einer der Standorte unserer Hochschule. Das Institut für Finanzdienstleistungen ist dort seit über 15 Jahren ansässig.

Wie soll das neue Departement finanziert werden?

Den Aufbau möchten wir durch eigene strategische Mittel, eine Anschubfinanzierung des Kantons Zug und durch Fundraising finanzieren. Für den Normalbetrieb mit 800 bis 1'000 Studierenden rechnen wir mit zusätzlichen Kosten für unsere Trägerkantone. Die Gründung des neuen Departements wird den Kanton Luzern entlasten und zu höheren Ausgaben von rund 1,8 Millionen Franken primär für den Kanton Zug führen, denn Standortkantone unserer Hochschule leisten für die daraus erwachsenden Vorteile eine Abgeltung.

Die Hochschule Luzern legt grossen Wert auf interdisziplinäre Zusammenarbeit. Wie soll dieser Anspruch eingelöst werden, wenn Informatiker aus dem Umfeld von Wirtschaftsfachleuten und Ingenieurinnen und Ingenieuren herausgelöst werden?

Mir ist bewusst, dass kurze Wege die Kooperation im Alltag erleichtern. Räumliche Nähe allein ist allerdings kein Garant dafür, dass fächerübergreifend gearbeitet wird. Bei der Konzeptionierung des neuen Departements ist die Interdisziplinarität, insbesondere die enge Kooperation mit den technischen Studiengängen, eine zentrale Anforderung, die sich sowohl in den Lehrplänen wie in der Organisation niederschlagen muss. Es ist klar, dass sich diese Optik auch in der Rekrutierung der Leitung des Informatik-Departements spiegeln wird.

Ein Thema, das nicht nur die Hochschule Luzern beschäftigt, sondern die gesamte Bildungslandschaft, ist die Annäherung von Unis und FHs. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Zur Person

Markus Hodel wurde 1959 als jüngstes von fünf Kindern auf dem Littauerberg (LU) geboren. Er studierte Geschichte und englische Literatur und promovierte an der Universität Freiburg. Eine betriebswirtschaftliche Weiterbildung absolvierte er am INSEAD in Fontainebleau bei Paris. Ab 1996 leitete Markus Hodel im Bildungs- und Kulturdepartement des Kantons Luzern die Gruppe Hochschulen und übernahm anschliessend während fünf Jahren die Leitung der Hochschule Luzern. Nachdem er knapp vier Jahre für den Kanton Luzern als Staatsschreiber tätig war, kehrte er 2012 als Rektor an die Hochschule Luzern zurück. Markus Hodel ist mit Anita Hodel-Muff verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn. Er lebt mit seiner Familie in Buttisholz (LU).

Fotos: Jolanda Flubacher Derungs

Markus Hodel freut sich darauf, nun die Weichen für den Aufbau und die Integration des neuen Departements Informatik stellen zu können.

Das neue Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz (HFKG) unterscheidet die drei Hochschultypen Universitäten, Pädagogische Hochschulen und Fachhochschulen klar und postuliert den Grundsatz der Gleichwertigkeit, aber Andersartigkeit. Es gibt allerdings auf verschiedenen Ebenen einige Treiber, die in eine andere Richtung weisen.



Markus Hodel: «Wir können trotz der Ansprüche an die wissenschaftliche Qualifikation der Mitarbeitenden keine Kompromisse hinsichtlich der Praxisorientierung von Lehre und Forschung machen.»

Da stehen wir vor grossen Herausforderungen – wir können und wollen trotz steigender Ansprüche an eine wissenschaftliche Qualifikation der Mitarbeitenden keine Kompromisse hinsichtlich der Praxisorientierung unserer Lehre und Forschung machen. Die zentrale Aufgabe einer Fachhochschule ist es, einen Beitrag an die regionale und über-

Welches sind diese?

Dies sind zum Beispiel Akkreditierungen, insbesondere auf internationaler Ebene. Die Bewertungsparameter orientieren sich eher an typisch universitären Lehr- und Forschungsformen. Wer die Akkreditierung anstrebt, muss sich an diese anpassen und beispielsweise auch in erheblichem Umfang wissenschaftlich publizieren. Eine ähnliche Entwicklung zeichnet sich im Bereich der Forschungsförderung ab. Der Schweizerische Nationalfonds hat neu die Kategorie «Anwendungsorientierte Grundlagenforschung» geschaffen – die Fachhochschulen haben hier mit ihren anwendungsorientierten Forschungsprojekten eine äusserst geringe Erfolgsquote. Auch bei den KTI-Projekten sind die Anforderungen an die wissenschaftliche Methodik und Dokumentation gestiegen.

Welche Auswirkungen hat diese Entwicklung auf die Personalrekrutierung?

regionale wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung zu leisten.

Die Hochschulen konkurrieren um Studierende, Dozierende und Forschungsprojekte. Die ZHAW, die ZHdK oder die FHNW investieren je mehrere hundert Millionen Franken in neue Infrastrukturen. Wie ist die Hochschule Luzern im Vergleich aufgestellt?

Da bewegen wir uns zwar in einer anderen Dimension. Aber mit dem Neubau beim Kulturzentrum Südpol für das Departement Musik, mit dem Umzug eines Teils des Departements Design & Kunst nach Emmen in die Viscosistadt sowie mit der geplanten Teilaufstockung und Renovation der Gebäude des Departements Technik & Architektur machen wir einen grossen Sprung nach vorn. Die seit Jahren drängenden Raumprobleme werden damit zu guten Teilen gelöst. Für unsere Möglichkeiten hier in der Zentralschweiz ist diese Entwicklung sehr

erfreulich. Kommt hinzu, dass eine gute Infrastruktur für die Qualität in Lehre und Forschung und für die Reputation einer Institution sehr wichtig ist, aber nicht allein entscheidend.

Bereits 2016 zieht ein Teil des Departements Design & Kunst auf das ehemalige Industrieareal Viscosistadt.

Eine gute Lösung?

Das ist für mich eine sehr kreative Antwort auf die seit Jahren anstehenden Infrastrukturprobleme. Es muss nicht immer ein grosser Neubau sein – mit dem Umzug in die Viscosistadt werden bestehende Ressourcen optimal genutzt. Wir können die Zahl der Standorte von sieben auf drei reduzieren, was für den Austausch unter den Studierenden und Mitarbeitenden sicher eine neue Qualität bringt – und dies, ohne dass sich die Ausgaben für die Mieten erhöhen.

Was bedeutet der neue Standort für die Ausstrahlung des Departements?

Die Einbindung in einen gemischten Cluster aus Industrie, Kreativwirtschaft, Handwerk, Bildung und Kultur bietet den Designerinnen und Künstlern ganz neue Möglichkeiten, ihre Kompetenzen in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext einzubringen. Ich denke, dass das Departement hier auch seine eigene Identität stärken und im nationalen Kontext an Ausstrahlung gewinnen wird.

Die Hochschule hat damit auch einen Ort, der direkt hineinragt in völlig andere Lebenswelten ...

Das sehe ich tatsächlich auch als eine grosse Chance. Die Institution ist kein für sich abgeschlossener Körper, sondern Mitarbeitende und Studierende sind in der Viscosistadt Teil eines gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungsprojektes, das sie selbst mitbeeinflussen können.

Welches Projekt wird Sie in diesem Jahr am intensivsten beschäftigen?

Ich bin glücklich, sagen zu können, dass das genau die Aufgabe ist, die ich mir gewünscht habe: die Weichen zu stellen für den Aufbau und die Integration des neuen Departements Informatik.

Interview: Sigrid Cariola

Wettbewerb im wettbewerbsfähigsten Land

Gerade im Frühling wimmelt es im und um den Bahnhof Luzern von Plakaten anderer Fachhochschulen. Studiengänge in Bern, Olten, Zürich oder Winterthur werden beworben. Ist dies nicht pure Geldverschwendung? Wäre es nicht wesentlich günstiger, es gäbe unter den Schweizer Hochschulen eine klare geografische Aufteilung, so dass eine Bernerin in Bern und ein Zürcher in Zürich studieren würde? Liessen sich so nicht erhebliche Marketingausgaben sparen? Eine berechtigte Frage!

Bereits zum fünften Mal in Folge war die Schweiz im vergangenen Jahr das wettbewerbsfähigste Land der Welt. Dies geht aus einem Bericht des World Economic Forum (WEF) hervor. Die Hochschulen spielen dabei eine wichtige Rolle. Sei es durch ihre Forschung und Entwicklung oder durch die Aus- und Weiterbildung von Fachkräften. Gerade die Fachhochschulen pflegen einen intensiven Austausch mit Unternehmen aus der Praxis. Viele davon sind exportorientiert und in ihrer Branche weltweit führend. Sie erwarten, dass auch die tertiären Bildungsinstitutionen in ihrem Bereich Spitzenleistungen erbringen. Diese entstehen aber wie im Sport nur in Wettbewerbssituationen. Plakate der Konkurrenz direkt vor unseren Standorten erzielen nicht nur bei Studieninteressierten eine Wirkung, sondern auch bei uns Mitarbeitenden. Sie erinnern uns daran, dass alle Studierenden die freie Wahl haben, die Hochschule mit dem in ihren Augen höchsten Renommee und besten Angebot zu wählen. Dabei stehen grundsätzlich allen Hochschulen die gleichen Mittel zur Verfügung. Denn der Bund gibt einen Standard für die Kosten pro Studienplatz vor. Es setzt sich also bei den Studierenden letztlich jene Hochschule durch, welche aus diesen Mitteln das meiste macht. Dies gilt für die Ausbildung und noch stärker für die Weiterbildung. Dort müssen die von den Studierenden zu zahlenden Gebühren die Kosten vollumfänglich decken – auch jene für die Werbung. Die Hochschule Luzern bewegt sich erfolgreich in diesem kompetitiven Markt. 66 Prozent unserer Weiterbildungsstudierenden



Gaudenz Zemp, Leiter Marketing und Kommunikation der Hochschule Luzern, sieht im Wettbewerb unter den Hochschulen einen wichtigen Treiber für deren Erfolg und die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz.

kommen von ausserhalb der Zentralschweiz, allein 28 Prozent aus dem Kanton Zürich. Die Ansprüche an die Qualifikation und das Engagement unserer Mitarbeitenden sind entsprechend hoch. Der Druck zu Innovation und permanenter Optimierung ist immer spürbar. Gleichzeitig bringen es die Fachhochschulen fertig, partnerschaftlich zusammenzuarbeiten. So werden immer wieder gemeinsam Studiengänge durchgeführt und Projekte abgewickelt. Der Mix aus Konkurrenz und Partnerschaft funktioniert also. Überregionale Werbung von Fachhochschulen ist demnach kein teurer Missstand. Sie ist Ausdruck eines gesunden Wettbewerbs und mit ein Grund dafür, dass die Schweiz weiterhin ganz vorne im WEF-Rating erscheinen wird.

Das Optimum aus Holz herausholen

Holz spielt als erneuerbare Energieform eine wichtige Rolle für die künftige Energieversorgung. Dabei gilt es, die beschränkte Ressource optimal zu verwerten. An der Hochschule Luzern wird derzeit ein «Feuerungskonzept» mit einer differenzierten Luftzufuhr getestet, damit das Holz effizienter verbrennt als mit herkömmlichen Anlagen.

■ Etwa vier Prozent ihres gesamten Energiebedarfs deckt die Schweiz aktuell mit Holz. Und das Potenzial dieses erneuerbaren Energieträgers ist damit noch nicht ausgeschöpft: Auf sechs Prozent des heutigen Verbrauchs liesse sich die Energieproduktion steigern, rechnet Thomas Nussbaumer vor, Professor für Erneuerbare Energien an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur. Für den Bioenergiespezialisten steht deshalb fest: Auch wenn Holz bei weitem nicht das gleiche Potenzial aufweist wie die Sonnenenergie oder die Wasserkraft, wird dieser Energieträger in Zukunft eine wichtige Rolle spielen. Zumal Holz einen handfesten Vorteil hat: Die gespeicherte Energie lässt sich genau dann nutzen, wenn der Bedarf gegeben ist. Mit Holz lassen sich also auf ideale Weise die saisonalen und witterungsbedingten Schwankungen der anderen Energieträger ausgleichen.

Optimale Bedeckung mit Glut

Angeht es um die beschränkten Vorräte ist für Nussbaumer allerdings klar, dass das vorhandene Holz optimal genutzt werden sollte. Obwohl die Energieeffizienz von Holzfeuerungsanlagen in den letzten Jahren deutlich gesteigert werden

konnte, besteht nach wie vor Verbesserungsbedarf. Dies gilt auch für die sogenannten Vorschubrostfeuerungen, in denen Holzschnitzel, Rinde oder Restholz aus Sägereien verwertet werden.

«Ein grosses Problem dieser Anlagen ist, dass sie bei Teillast einen geringeren Wirkungsgrad aufweisen», erläutert Nussbaumer. Wird die Anlage also nicht auf der vollen Leistungsstufe betrieben



Die Versuchsanlage ist vom Prinzip her ähnlich aufgebaut wie eine grosse Fernwärmanlage.

– und dies ist im Alltag häufig der Fall –, kommt es immer wieder vor, dass das Brenngut, das im Ofen von vorne nach hinten geschoben wird, bereits in der Mitte des Rostes vollständig ausgebrannt ist. In diesem Fall strömt im hinteren Teil des Ofens kühlere Luft von unten in die Brennkammer, wodurch der Wirkungsgrad reduziert wird. Ideal wäre also, den Brennvorgang so weit zu verzögern, dass auch bei Teillast der Rost ständig mit Brenngut bedeckt bleibt.

Die Luftzufuhr von unten einfach zu reduzieren, ist keine Lösung. Das Holz verbrennt so zwar langsamer, doch wenn es verhältnismässig feucht ist, wird es vorne im Ofen zu wenig schnell erhitzt. Die bessere Auslastung im hinteren Teil würde also durch ein verzögertes Aufheizen im vorderen Teil erkauft, was unter dem Strich ebenfalls zu einer verminderten Energieausbeute führt.

Vier getrennte Sektoren

Mit einer Versuchsanlage, die vom Prinzip her ähnlich aufgebaut ist wie eine grosse Fernwärmanlage, will Nussbaumer mit seinem Team nun untersuchen, wie sich dieses Dilemma lösen lässt. Das Besondere dieser Anlage: Der Rost ist in vier getrennte Sektoren unterteilt, bei

denen die Luftzufuhr separat eingestellt werden kann. «Auf diese Weise können wir klären, ob und wie sich die Holzverbrennung mit einer differenzierten Luftzufuhr bei verschiedenen Betriebszuständen optimieren lässt.»

Die Anlage, die Mitte Dezember in den Labors in Horw eingeweiht wurde, haben die Forscher zusammen mit der Firma Schmid AG energy solutions im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 66 «Ressource Holz» entwickelt. «Es ist ein praxisorientiertes Forschungsvorhaben», erklärt Nussbaumer. «Wir wollen die Grundlagen erarbeiten, damit eine solche Holzfeuerungsanlage später automatisch gesteuert werden kann.»

Die Verbrennung im Modell

Dem Bau der Pilotanlage gingen detaillierte Abklärungen voraus. So entwickelte das Team der Hochschule Luzern ein chemisch-physikalisches Modell, mit dem die Zersetzung des Holzes berechnet werden kann. «Das Holz auf dem Rost wird durch die Hitze zuerst in Gase umgewandelt; diese verbrennen anschliessend in der Flamme», erläutert Nussbaumer. «Mit unserem Modell können wir einschätzen,

«Sechs Prozent des Energiebedarfs könnten mit Holz gedeckt werden.»

Thomas Nussbaumer,
Professor für Erneuerbare Energien,
Hochschule Luzern

wie diese Umwandlung genau abläuft und wie sich eine differenzierte Luftzufuhr auf diesen Vorgang auswirkt.»

In einer weiteren Vorstudie hat die Gruppe zudem mit einem numerischen Strömungsmodell berechnet, auf welche Weise die zusätzliche Luft oberhalb des Rostes zugeführt werden muss, damit die Gase vollständig ausbrennen. Die Resultate haben die Forscher danach an einem kleinen Modell aus Plexiglas überprüft. Da sich die Gase in diesem Modell physikalisch ähnlich verhalten wie in

der realen Feuerung, konnten sie mit einem Laser und einer Hochgeschwindigkeitskamera nachweisen, unter welchen Bedingungen sich in der Brennkammer eine gute Mischung zwischen Brenngas und Luft einstellt.

Die Versuchsfeuerung wird nun zeigen, wie gut die beiden Modelle die Realität wiedergeben. «Wir werden die Anlage unter verschiedenen Bedingungen betreiben und die Messwerte danach mit den Berechnungen vergleichen», erklärt Nussbaumer.

Dafür werden die Forscher auch in der Feuerung selbst Messungen durchführen: Mit einer speziellen Vorrichtung werden durch die Feuerraumtüre hindurch direkt über dem Brenngut Gasproben entnommen. Dieses Gemisch muss sofort auf unter 200 Grad Celsius abgekühlt werden, damit die Gase nicht mehr miteinander reagieren. «Anhand dieser Analysen sehen wir dann, ob sich mit einer differenzierten Luftzufuhr die Energieausbeute tatsächlich wie erhofft um etwa fünf Prozent steigern lässt.»

Felix Würsten



In den Anlagen werden Holzschnitzel, Rinde und Restholz aus Sägereien verwertet.



Die Natur als Lehrmeister: Dank spezieller Flossen vollbringt der Buckelwal extreme Wendemanöver, ihre Form inspiriert Ingenieure für die Lösung technischer Fragen.

Natur als Inspiration

Bionik lotet das Potenzial aus, das die Natur als Vorbild für technische Anwendungen zu bieten hat. So zeigt ein Forschungsprojekt unter Beteiligung des Departements Technik & Architektur, was man bei der Herstellung von Surfbrettern von Buckelwalen lernen kann.

— Gerade noch gleitet der Windsurfer meisterhaft über den See, als ihm plötzlich das Brett seitlich entwischt und er ins Wasser stürzt. Der Grund dafür ist kaum ersichtlich, das Problem aber Profis wohl bekannt: Vor allem wenn man gegen den Wind fährt, kann dieser sogenannte «Spin-out» auftreten. Dann muss der Surfer sein Brett steiler anwinkeln, um mit Hilfe der Finne, einer Art Flosse am Heck, genügend Auftriebskraft zu erzeugen. Wird der Winkel aber zu steil, reisst die gleichmässige Wasserströmung um die Finne ab, sie verliert ihre stabilisierende Wirkung, das Brett ist nicht mehr steuerbar.

Als ein Surfer der Biologin und Bionikerin Regine Schwilch vom Spin-out erzählte, vermutete sie, dass dafür durch-

aus schon eine Lösung besteht – allerdings keine technische, sondern eine natürliche. Denn ein ähnliches Problem punkto Auftrieb und Steuerung haben viele im Wasser und in der Luft lebende Tiere. Ihre Recherche ergab, dass der Buckelwal als Vorbild am interessantesten ist. 25 bis 30 Tonnen bewegt das Tier mit Geschwindigkeiten bis zu 11 km/h durch die Ozeane, und zwar mit einer erstaunlichen Wendigkeit. Um dies zu ermöglichen, hat die Natur seine Brustflossen, auch Flipper genannt, im evolutionären Prozess optimiert: «An der Vorderkante haben die Flipper Tuberkel, eine Art Beulen, die das Ablösen der Strömung verzögern, so dass höhere Anstellwinkel möglich sind», erklärt Regine Schwilch. Sie nahm an, dass eine Übersetzung dieser Spezialisierung auf die Surfbrett-Finne den gleichen Effekt haben könnte.

Gemeinsam mit dem Verein InnovationsTransfer Zentralschweiz (ITZ), dem Finnen-Hersteller Choco Fin, dem Bionik Zentrum Luzern und der Hochschule Luzern machte sie sich daran, eine bionische Surfbrett-Finne zu entwickeln. Patrik Wili, Assistent am Kompetenzzentrum Fluidmechanik & Hydromaschinen der Hochschule Luzern, erforschte im Labor, wie sich Strömung und Kräfte bei einer herkömmlichen Finne im Vergleich zu einer Finne mit Ausbuchtungen an der Vorderkante verhalten: «Schon beim ersten Prototyp konnten wir eindeutig beobachten, dass die bionische Finne steilere Winkel aushält als die herkömmliche, der Strömungsabriss tritt erst verzögert ein.»

Das Forschungsteam optimierte anschliessend den Prototyp und führte im Sommer 2013 eine erste systematische Testserie auf dem Vierwaldstättersee durch. Nicht nur der Testfahrer – Olympia-Fahrer Richard Stauffacher – spürte eine merkliche Verbesserung, auch die Messdaten, die dabei gesammelt wurden, bestätigten die These. «Das Surfbrett hält grössere Kräfte auch gegen den Wind aus, der Fahrer kann mehr Druck geben und das Brett bis zu 8 Grad steiler anwin-

keln, ohne dass ein Spin-out auftritt», freut sich Patrik Wili über das Ergebnis, zumal sich die anfängliche Befürchtung nicht bewahrheitete, dass die Ausbuchtungen an der Finne die Geschwindigkeit beeinträchtigen.

Renaissance der Bionik

Die Surfbrett-Finne ist ein Beispiel dafür, wie Bionik die Forschung beflügeln kann. Der Begriff ist jung, das Kurzschiessen von Biologie und Technik indes uralte. Als erster «Bioniker» gilt Leonardo da Vinci, der zu Beginn des

16. Jahrhunderts Flugübungen mit einem Segelfluggerät durchführen liess, das er aufgrund seiner Beobachtungen des Vogelflugs konstruierte. Sie endeten mit gebrochenen Knochen. Dennoch ist der Traum vom Fliegen dank bionischer Forschung verwirklicht worden, und Wissenschaftler sind weiterhin darum bemüht, die Flugfahrt zu optimieren. Derzeit erforschen sie zum Beispiel, wie sich die Lärmmissionen von Flugzeugen mit Erkenntnissen über den Leiseflug der Eule reduzieren lassen. Oder wie man Flugzeuge wesentlich leichter bauen



Patrik Wili mit einer Windsurf-Finne, die nach dem Vorbild der Flossen von Buckelwalen entwickelt wurde.

Innovationen im Textilbereich

Die Surfbrett-Finne ist nicht das einzige bionische Forschungsprojekt der Hochschule Luzern. Forscherinnen des Departements Design & Kunst gelang es zum Beispiel, eine Nanostruktur auf Stoffe zu prägen, die je nach Lichteinfall in verschiedenen Farben leuchten – ohne jeglichen Einsatz von Chemie. Und derzeit wird der Pavillon «TexFold» von einem in-

terdisziplinären Forschungsteam aus Architektur und Textildesign zur Produktion gebracht, der Konstruktionsprinzipien von Pflanzenblättern zum Vorbild hat. Das Tragwerk besteht aus Stäben, die als Druckelemente fungieren, sowie einem textilen Gewebe, von dem die Zugkräfte ausgehen. Dadurch lässt sich der Pavillon rasch und einfach zu verschiedenen Formen falten.

«Menschen haben schon immer von der Natur gelernt»

Das Departement Technik & Architektur führt seit 2013 in Zusammenarbeit mit dem Bionik Zentrum Luzern einen Kurs in Bionik durch. Regine Schwilch, Biologin und Gründerin von evosolutions, will Spezialisten hier Wege vermitteln, den Blick zu weiten und Mechanismen der Natur in neuem Kontext zu entdecken.

Kann man Bionik lernen?

Es gibt in Österreich und Deutschland, die in Europa die Vorreiterrolle in Sachen Bionik einnehmen, die Möglichkeit, Bionik an der Uni zu studieren. Es scheint mir jedoch fraglich, ob man in beiden Disziplinen, der Biologie und der Technik, in einem einzigen Studium genügend Wissen aufbauen kann. Ich meine, es ist sinnvoller, sich in der Grundausbildung auf Technik oder Biologie zu spezialisieren und sich über Weiterbildungen mit Bionik vertraut zu machen, um dann in interdisziplinären Teams zu arbeiten.

Der Bionik-Kurs dauert drei Tage – was kann man in dieser kurzen Zeit überhaupt vermitteln?

Es geht in erster Linie darum, den Blickwinkel zu öffnen und zu zeigen, wie sich der Lösungsraum für Probleme und Fragestellungen mit Bionik erweitern lässt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten neben einer geschichtlichen Einführung einen Einblick in die Methodik und in die unterschiedlichen Anwen-



Regine Schwilch: «Bionik ist nicht neu, Menschen haben immer von der Natur gelernt.»

«Die Kernfragen eines Problems werden abstrahiert und dann in biologische Fragen übersetzt.»

dungsfelder durch Forschende und Dozierende der Hochschule Luzern – Technik & Architektur, und sie lernen anhand von Beispielen, wie die Prozesse bionischer Forschung ablaufen können.

kann, indem man sie nicht mehr gleichmässig ummantelt, sondern nur noch da aussteift, wo es aufgrund der Kräfteeinwirkungen notwendig ist – Vorbild ist die Struktur des Vogelknochens.

Innovative Lösungen verspricht die bionische Forschung in vielen weiteren Gebieten, von der Architektur über die Robotik und Akustik bis zur Entwicklung neuer Materialien. Bei allen bioni-

schen Erfindungen gibt es jedoch Grenzen der Simulierbarkeit. Es gehe immer um eine idealisierte Abstraktion der in der Natur beobachteten Funktions- und Konstruktionsprinzipien, sagt Regine Schwilch: «Zunächst wird das Prinzip analysiert, dann abstrahiert und schliesslich auf die technische Anwendung übertragen. Hier kommen andere Materialien zum Einsatz als in der Natur, und

Wie läuft ein bionischer Forschungsprozess typischerweise ab?

Zuerst müssen die Fachpersonen aus Biologie und Technik gemeinsam das technische Problem analysieren. Die Kernfragen werden abstrahiert und dann in biologische Fragen übersetzt: Wo in der Natur entsteht ein ähnliches Problem, wo setzt der Selektionsdruck ein? Bei der Surfbrett-Finne haben wir zum Beispiel gefragt: Wer schwimmt schnell und nimmt abrupte Richtungswechsel vor? Die Recherche führt zu möglichen Vorbildern, deren Lösungsprinzip wir wiederum abstrahiert, technisch simuliert, durchgerechnet und validiert haben.

Was macht Bionik so aktuell?

Im Prinzip ist es nichts Neues, die Menschen haben immer schon von der Natur gelernt. Allerdings konnte ein Universalgelehrter wie Leonardo da Vinci «bionische» Fragestellungen noch alleine bewältigen. Die Differenzierung und Spezialisierung der Disziplinen hat seither zu enorm mehr Wissen geführt, gleichzeitig geht aber ein grosses Innovationspotenzial verloren, das in der Verbindung von Wissen fremder Fachbereiche liegt. Bionik ist der Versuch, dieses Potenzial wieder gezielter auszuerschöpfen.

Der nächste Bionik-Kurs beginnt am 31. März 2014.

<http://weiterbildung.hslu.ch>

die technischen Produkte sind anderen Bedingungen und Kräften ausgesetzt.» Inzwischen hat sich eine relativ enge Definition von Bionik etabliert, die auch Schwilch vertritt: «Das Vorbild muss aus der lebendigen Natur kommen und evolutionsoptimiert sein, sich also im Prozess der natürlichen Auslese entwickelt haben.» Ansonsten wäre bald alles irgendwie bionisch. **Susanne Gmür**

Holz ist Spitze

Die klassische St. Galler Spitze erobert unbekanntes Terrain mit spannenden Innovationen: Im KTI-Projekt «Interior-Stickerei» gelang es Forscherinnen der Hochschule Luzern erstmals, Echtholzfuerniere industriell zu besticken.

■ Noch vor hundert Jahren waren Stickereien das wichtigste Schweizer Exportgut, über 50 Prozent der Weltproduktion kamen aus St. Gallen. 2011 betrug der Anteil der Stickereien an den Schweizer Gesamtexporten gerade noch 0,03 Prozent. Die Branche steht – auch wenn die Spitze aus der Ostschweiz sogar von der First Lady Amerikas getragen wird – enorm unter Konkurrenzdruck. Frische Ideen für die Erschliessung neuer Märkte sind willkommen. Forscherinnen des Kompetenzzentrums Products & Textiles des Departements Design & Kunst haben sich mit der Frage befasst, wie sich die traditionelle Stoffbearbeitungstechnik auf nichttextile Materialien und somit für neue Anwendungsgebiete übertragen lässt.

Potenzial erkannt

Unter der Leitung von Isabel Rosa Müggler testeten sie zunächst verschiedene Stickarten auf Filtergewebe, Aluminium- und Acrylfolien oder Kork – mit überraschendem Ergebnis: «Die Sticknadeln unserer Mustermaschinen schafften es ohne Probleme, ein zwei Millimeter dickes Echtholzfuernier zu durchdringen», erinnert sich die Textildesignerin. In dieser Entdeckung erkannten sie und ihr Team grosses Potenzial für das Design von Möbeln, Objekten und Raumboflächen: «Durch die Dreidimensionalität der Stickerei – speziell der Guipure- und der Soutache-Stickerei – lassen sich haptisch und optisch ganz besondere Effekte am Material erzielen», so die Projektleiterin. Eine der grössten Herausforderungen sei es aber gewesen, die kleinen Proportio-



Zauberhaft: florale Holzstickereien.

nen der zierlichen, textilen Stickereien auf die grossflächigen Formen für das Interieur zu übertragen.

Miterarbeitet wurde das Projekt «Interior-Stickerei» von der IGS Innova-

tionsgesellschaft Stickerei, der sechs Schweizer Unternehmen angehören. Mit dem Büromöbelhersteller Sitag und der Möbelfabrik Horgenglarus kamen zwei Umsetzungspartner hinzu. Auch die Kommission für Technologie und Innovation (KTI) war vom Potenzial überzeugt und steuerte Fördergeld in Höhe von 190'000 Franken bei. Aus der Zusammenarbeit sind neben dem neuen Herstellungsverfahren für Holzstickereien verschiedene Prototypen entstanden: Tische, Stühle, Regale, Paravents, Tapeten und Gefässe. Wiebke Bröckling, Marketingverantwortliche der Sitag, ist von den Resultaten überzeugt: «Die Holzstickerei bietet uns vielfältige Möglichkeiten für neue Produkte mit einem besonderen ästhetischen Reiz. Und sie verschafft uns Spielraum für Exklusivität und Individualität.» Für Horgenglarus wurde eine ganze Stuhlkollektion mit floralen Stickereien gefertigt. Die Stickereiunternehmen der IGS erhielten von der Hochschule eine Toolbox mit Mustern, die sie für weitere Anwendungen nutzen können. Das Fazit von Hans Peter Locher, VR-Präsident der IGS: «Schweizerische Stickereiunternehmen haben in ihrer Geschichte immer wieder wegweisende Produktneuheiten realisiert. Dieses Projekt ist ein weiteres Beispiel für die Innovationskraft unserer Branche.» **Simone Busch**



Blickfang: Bestickte Echtholzfuerniere sorgen für eine neue Ästhetik.

Die Orgel im Zentrum

In der Schweiz stehen schätzungsweise 3'000 Orgeln. Dieser Kulturschatz ist bisher nur bruchstückweise erforscht. Im Orgeldokumentationszentrum der Hochschule Luzern wird das verfügbare Wissen seit 2007 zusammengetragen und durch neue Untersuchungen ergänzt.

— Eigentlich ist er Geologe. Und hätte sich Marco Brandazza vor rund 25 Jahren an einem Mittelmeerstrand nicht in eine Zürcher Maturandin verliebt, würde er noch heute versteinerte Muscheln aus dem Fels klopfen oder für Ölfirmen nach Bohrstellen suchen. Doch er folgte seiner Liebe in die Schweiz und absolvierte ein Studium an der Akademie für Schul- und Kirchenmusik in Luzern, die seit 1999 Teil der Hochschule Luzern – Musik ist.

Das Graben hat Brandazza jedoch auch als Chorleiter und Organist nicht aufgegeben: Heute durchforstet er Kirchen, Archive, Bibliotheken und manch-

mal auch Privathaushalte nach musikalischen Schätzen. In einem Teilpensum betreut er das Orgeldokumentationszentrum (ODZ) der Hochschule Luzern, das neben Tonträgern, Noten und Literatur auch umfangreiches Archivmaterial von Kirchgemeinden, Orgelbauunternehmen oder Nachlässen enthält.

Gegründet wurde das ODZ 2007 mit dem Ziel, die schweizweit verfügbaren Informationen zum Thema Orgelbau und -musik an einem einzigen Ort zusammenzutragen. Auslöser war die Estrichrenovation des Klosters Einsiedeln. Dort lagerte das Archiv eines der wichtigsten Orgelexperten des 20. Jahrhunderts, Pa-

ter Stephan Koller (†1984). Der ehemalige Rektor der Musikhochschule, Alois Koch, konnte den Nachlass übernehmen; Brandazza war Kochs Assistent am Collegium Musicum der Jesuitenkirche Luzern.

Forschung lange unkoordiniert

Die Geschichte von Pater Koller ist typisch für die Orgelforschung, die lange unkoordiniert verlief. Neben einzelnen Denkmalschutz-Ämtern und Musikwissenschaftlern waren es oft historisch interessierte Lehrer, die in ihrer Gemeinde auch als Organist amtierten und sich darum des Themas annahmen. Viele dieser Privatarchive gingen allerdings nach dem Tod ihrer Verwalter vergessen oder landeten gar im Müll.

Mit dem ODZ entstand dann eine Stelle, die solche Daten der Öffentlichkeit zugänglich und für weitere Untersuchungen nutzbar macht. Dank der Digitalisierung erfährt die Forschung dabei ganz neue Impulse: So ist es heute ein Leichtes, nach einem bestimmten Orgelbauer oder einem Instrumententyp zu suchen. Die entsprechende Datenbank «orgeldokumentationszentrum.ch» entwickelte Marco Brandazza gemeinsam mit dem Informatiker Thomas Olnhoff und dessen Assistent vom Departement Technik & Architektur.

Akribische Feldarbeit

Das ODZ beherbergt derzeit zwölf kantonale Inventare, die teilweise noch in Arbeit sind. Aktuell arbeitet Brandazza am Orgelinventar des Kantons Luzern. Die Denkmalpflege unterstützte dieses Vorhaben mit 30'000 Franken. «Hoch geschätzt, dachte ich, würden wir auf etwa 180 Instrumente kommen. Jetzt sind wir bei 250», sagt Brandazza. Die Inventarisierung ist Knochenarbeit. Unterstützt von zwei pensionierten Lehrern, muss er jedes Instrument begutachten und zahlreiche Archive durchforsten, um die Geschichte der einzelnen Orgeln zu belegen. Diese Unterlagen sind oft von Hand und in alter Schrift geschrieben. «Ich musste als Italiener also nicht nur

kenen Titanic – entdeckt zu haben. Dabei handelt es sich um eine Welte-Orgel (siehe «Ohne Organist»). Ohne Organist Welte-Orgeln sind überdimensionierte Drehorgeln, die mit Walzen betätigt werden. Auf den Walzen wurden die Interpretationen der berühmtesten Organisten aufgezeichnet. Eine solche Orgel von 1926 steht auch in der Kapelle des Schlosses Meggenhorn. Die Älteste Die Orgel der Basilique de Valère in Sion zählt zu den ältesten spielbaren Orgeln der Welt. Einige Bestandteile stammen aus der Zeit um 1425.

Orgel-Superlative:

Die Grösste der Schweiz Die ursprünglich von Friedrich Goll erbaute Orgel des Klosters Engelberg hat nach diversen Erweiterungen heute über 137 Register.

Die Grösste Europas In der Hofkirche St. Leodegar in Luzern befindet sich die grösste Orgelpfeife Europas. Das grosse C misst 9,7 m, hat einen Durchmesser von 57 cm und wiegt 383 kg.

Die Schiffsorgel Im Bundesmuseum für Musikautomaten Seewen ist man sicher, jüngst die Orgel der Britannic – des Schwesterschiffs der 1912 gesun-



Dr. Marco Brandazza, Leiter des Orgeldokumentationszentrums, ist stets auf der Suche nach musikalischen Schätzen und Archivmaterial von Kirchgemeinden, Orgelbauunternehmen und Nachlässen.

Deutsch, sondern auch ganz neu lesen lernen», kommentiert Brandazza trocken. Die Feldarbeit für dieses Projekt soll demnächst zum Abschluss kommen.

Hans-Christian Steiner von der kantonalen Denkmalpflege ist froh um das neue Arbeitstool: «Mit dem Inventar können wir die Schutzwürdigkeit weiterer Instrumente besser beurteilen.» Fakt ist, dass mit den schweizweiten Kirchen- und Klosterschliessungen immer öfter Instrumente ins Ausland verschenkt werden. In östliche Länder wie Rumänien und Russland oder auch nach

Kuba. «Das ist durchaus in Ordnung», meint Brandazza, «aber man sollte wissen, was man weggibt.»

Erforschung der Instrumente

Im Auftrag der Denkmalpflege Zug hat Marco Brandazza die Geschichte der Orgeln in der Kirche St. Oswald aufgearbeitet. 2014 soll ein Buch über diese Kirche erscheinen, die zu den bedeutendsten spätgotischen Bauten der Schweiz gehört. Da darf ein Orgelkapitel natürlich nicht fehlen. Eines der Instrumente stammte von der Baarer Orgelbauerdynastie Bos-

sart. Brandazza sagt dazu: «Die Schweiz hat viele grosse Orgelbauer hervorgebracht, wovon viele ins Ausland abgewandert sind. Leider weiss man in der Öffentlichkeit viel zu wenig darüber.» Im ODZ wird dieses Stück Schweizer Geschichte aufgearbeitet. **Mirella Wepf**

Orgeldatenbank:

www.orgeldokumentationszentrum.ch

Orgelversperren in der Jesuitenkirche:

www.jesuitenkirche-luzern.ch

Welche Rolle spielt Sport in Ihrem Leben?

Nicht nur der Geist, auch der Körper braucht Bewegung. Wir haben nachgefragt, womit sich Studierende und Mitarbeitende der Hochschule Luzern fit halten.



Die Stimme trainieren

«Ich studiere Gesang und möchte durch Sport nicht nur meinen Körper fit halten, sondern auch meine Stimme stärken. Singen ist eine Art Profisport: Es braucht viel Übung, Disziplin und Kondition. Ich habe dadurch ein stärkeres Körpergefühl entwickelt und gemerkt, welche Muskeln die Stimme wie beeinflussen. Ich kann nun meinen Gesang viel besser steuern, singe ruhiger und klarer. Zu viel Sport kann aber auch den gegenteiligen Effekt auslösen. So sind zu feste Muskeln am Bauch nicht unbedingt förderlich. Beim Singen muss er angespannt und gelöst werden können. Zum Glück muss ich meinen inneren Schweinehund nur selten überwinden. Ich gehe etwa dreimal die Woche joggen und ins Krafttraining. Und am Wochenende springe ich bei meinen Eltern regelmässig auf dem Trampolin. Mein kleiner Bruder hatte sich ein solches vor fünf Jahren gewünscht, also habe ich auch damit angefangen. Man kann damit angeblich 99 Prozent aller Muskeln auf einmal trainieren.»

Bettina Bucher (23) aus Burgdorf (BE), Studentin Schulmusik II am Departement Musik



Gute Ideen auf dem Velo

«Ein Leben ohne Sport kann ich mir nicht vorstellen, rund zehn Stunden pro Woche wende ich dafür auf. Am liebsten gehe ich joggen. Ich verbringe aber auch viel Zeit auf dem Velo. Am Wochenende bin ich oft mit dem Bike im Eigenthal und im Pilatusgebiet unterwegs, häufig mit meinem Mann und meinen zwei Söhnen, 16 und 18 Jahre alt. Ich geniesse es, in der Natur zu sein. Mit unserem Familiensport haben wir begonnen, als die Kinder noch klein waren. Zusammen haben wir damals für den Stöckli-Bike-Marathon trainiert. Seither absolvieren wir dieses Rennen jährlich. Sitze ich im Sattel, kann ich gut abschalten, ich habe dann die besten Ideen. Velo fahren zu können, verleiht mir Unabhängigkeit und Freiheit. Dieses Gefühl möchte ich weitergeben können, deshalb engagiere ich mich bei Pro Velo Schweiz als Mitleiterin für Velokurse für Migrantinnen. Es ist schön, zu sehen, wie die Frauen mit viel Ehrgeiz, grosser Motivation und enormer Lebensfreude am Kurs teilnehmen.»

Claudia Emmenegger (44) aus Kriens (LU), Studentin Sozialarbeit am Departement Soziale Arbeit



Nichts für Einzelkämpfer

«Als kleiner Bub fieberte ich am Eisfeldrand mit meinem Vater mit, der damals in einem Curlingteam spielte. Der Sport begeisterte mich. Ich begann zu trainieren und gewann mit meinem Team die Junioren-Schweizer-Meisterschaft. Ein Einzelkämpfer hat in diesem Sport nichts verloren. Die Leistung aller Teammitglieder muss stimmen. Wir feiern Siege und stecken Niederlagen weg. Derzeit spiele ich bei der Elite des Curling Clubs Zug. Mein Team gehört zu den drei besten der Schweiz, auf der Weltrangliste belegen wir Rang 30. Wir reisen oft ins Ausland und bestreiten Spiele in Kanada, Schottland oder Deutschland. Von September bis März bin ich sechs Tage die Woche auf dem Eis. Damit ich an der Weltspitze mithalten kann, muss ich körperlich und mental topfit sein. Neben dem Sport und meinem Studium bleibt mir kaum Zeit für anderes. Ich nehme das in Kauf, denn Curling ist mein Leben. Das nächste grosse Ziel ist die Schweizer Meisterschaft im März 2014.»

Florian Meister (25) aus Luzern, Master-Student in Business Administration am Departement Wirtschaft



Den ersten Marathon vergisst man nie

«Wie die Geburt seines ersten Kindes vergisst man auch seinen ersten Marathon nicht. Meinen lief ich 2004 in Hamburg. Ich ging mit einem guten Gefühl an den Start und glaubte, es sei kein grosses Problem, die 42,195 Kilometer zu absolvieren. Ich sprintete los und fühlte mich auf den ersten 15 Kilometern unschlagbar, die Menschen am Strassenrand feuerten mich an. Nach 25 Kilometern kam die Müdigkeit, und auf dem letzten Streckenabschnitt schimpfte ich nur noch über mich selber. Schliesslich erreichte ich das Ziel dann aber doch in weniger als vier Stunden – erschöpft und übergücklich. Unmittelbar danach setzte der Muskelkater ein. Ich konnte keine Treppe mehr hinuntergehen. Heute habe ich keinen wirklichen Muskelkater mehr, doch jeder Marathon bringt mich ans Limit: Körper und Geist erbringen eine enorme Leistung, gegen Ende quält man sich durch und kann Schwächephasen nur mit Willen überwinden. Laufen ist ein Teil meines Lebens. Seit ich an der Hochschule arbeite, gehe ich über Mittag gerne mit einem Kollegen aus der Elektrotechnik joggen, dabei kann man wunderbar entspannen – wir lachen viel.»

Volker Janssen (55) aus Hagendorn (ZG), Leiter Abteilung Maschinentechnik am Departement Technik & Architektur



Tanz für die Bodenhaftung

«Dem Flamenco haften viele Klischees an. Viele meinen, dass jeder in Spanien ihn im Blut hat. Deshalb wollte ich als Spanierin lange bewusst keinen Flamenco-Kurs machen. Vor drei Jahren reizte es mich dann doch: Seitdem gehe ich einmal pro Woche in den Unterricht bei einer sehr engagierten Lehrerin. Jedes Jahr treten wir öffentlich mit professionellen Gitarristen und Sängerinnen auf. Beim nächsten Mal werden wir sogar mit Kastagnetten tanzen. Flamenco ist sehr schwierig: Mit den Füessen zu stampfen, die Hände zu bewegen, beides zu koordinieren und im Rhythmus der Musik mit viel Ausdruck zu tanzen – das braucht Übung. Aber es hilft mir, mich zu erden, und ich geniesse es, mit meinem ganzen Körper statt nur mit dem Kopf zu arbeiten. Vor allem die Fussarbeit mit den nagelbeschlagenen Schuhen birgt eine ganz spezielle Energie in sich. Daneben spielen auch die schönen Röcke und die Haare eine besondere Rolle: Alles soll elegant wirken und die Bewegungen unterstreichen. Ohne das Tanzen würde ich mich unvollständig fühlen. Inzwischen ist auch mein sechsjähriger Sohn davon angesteckt.»

Mari Serrano (44) aus Zürich, Mitarbeiterin Marketing & Kommunikation an der Hochschule Luzern

Hochschulsport:

Für alle etwas dabei

Von Aikido bis Zumba – das Programm des Hochschulsport Campus Luzern (HSCL) umfasst jährlich über 80 Sportarten und Dienstleistungen. Rund 12'000 Studierende und Mitarbeitende der drei Luzerner Hochschulen sowie Alumni verschiedenster Hochschulen können davon profitieren und sich von rund 100 Trainerinnen und Trainern fit machen lassen.

Gegründet wurde der HSCL im Jahr 2001. «Heute ist er der Sportanbieter der Zentralschweiz mit dem breitesten Angebot», so Hochschulsportlehrer Benedikt Nann, der beim HSCL u.a. für das Qualitätsmanagement zuständig ist.

Der HSCL verfügt über drei eigene Sportstätten. Hinzu kommen aktuell 13 Anlagen und Plätze, die von der Stadt Luzern oder anderen Partnern und Vereinen aus der Region zur Verfügung gestellt werden.

Am aktivsten sind die Frauen: Sie machen fast zwei Drittel der Teilnehmenden aus und besuchen am liebsten Fitness- und Ausdauerkurse. Männer bevorzugen eher Spiel- und Teamsportarten wie Fussball oder Unihockey. «Wir sind eine serviceorientierte Non-Profit-Organisation und bemühen uns, die Qualität der Sportangebote stetig zu verbessern und das Programm weiter auszubauen», erklärt Benedikt Nann.

So können sich alle HSCL-Berechtigten ab dem Frühling etwa neu im Bogenschiessen oder im Parkour versuchen, bei dem der städtische Raum für Hindernisläufe genutzt wird, oder an einem Surf- oder Beachvolleyball-Camp teilnehmen.

www.hscl.ch

«Wir konstruieren am Limit»

Bis das Team der Hochschule Luzern im Solar Decathlon mit seinem Pavillon gegen 19 andere Hochschulen antritt, dauert es nur noch wenige Monate. Aktuell gefordert sind die Studierenden der Gebäudetechnik. Mit thermischen Simulationen wollen sie das Energiekonzept optimieren, bevor die Technik tatsächlich eingebaut wird.



Roger Hauswirth und Claudia Bless werten die Ergebnisse der Simulationen aus.

Ein Solarhaus bauen, das nicht nur energieeffizient, sondern auch architektonisch sowie technisch innovativ ist und in den Städtebau passt. Das ist die Aufgabe, der sich die Teilnehmer des Solar Decathlons stellen (Das Magazin – Hochschule Luzern, 3/2013). «Ich fühle mich wie in der Formel 1, wir konstruieren am Limit», sagt Roger Hauswirth vom Team «Lucerne – Suisse» der

Hochschule Luzern. «Wir müssen ein intelligentes und zukunftsweisendes Gebäude für höchste Ansprüche planen und bauen.»

Interdisziplinär nach vorn

Gemeinsam mit 43 Kommilitonen geht der angehende Gebäudetechnikingenieur die Herausforderung des Wettbewerbs an. Zu dem studentischen Team

zählen Architekten und Innenarchitekten sowie Bau-, Elektro- und Gebäudetechnikingenieure. Ebenso Informatiker und Wirtschaftsingenieure. Begleitet wird das Projekt von mehreren Coaches. Einer davon ist Matthias Sulzer, Dozent am Zentrum für Integrale Gebäudetechnik. «Bei so einer bunten Truppe kommt einiges an Wissen zusammen», beschreibt Hauswirth den Vorteil der fachübergreifenden Zusammenarbeit. Alle hätten lernen müssen, die Bedürfnisse der anderen Planerinnen und Planer zu verstehen und Kompromisse einzugehen. «Wir von der Gebäudetechnik haben beispielsweise den Architekten aufgezeigt, dass die Grösse der Fenster nicht nur punkto Ästhetik, sondern auch bei

Der Countdown läuft

Viel Zeit bleibt dem Team «Lucerne – Suisse» nicht mehr bis zum grossen Finale des Solar Decathlons, das vom 27. Juni bis zum 14. Juli in Versailles stattfinden wird. Sobald das Ausloten der Möglichkeiten und die Feinabstimmung abgeschlossen sind, müssen Gebäude- und Elektrotechnik eng zusammenarbeiten. Denn dann muss die Software programmiert werden, welche im Hintergrund die verschiedenen Energie produzierenden, speichernden und sparenden Komponenten steuert.

Zeitgleich wird auf dem Campus in Horw der Schweizer Pavillon errichtet. Der Aufbau soll Ende April 2014 abgeschlossen sein. Hier bleiben den Studierenden noch knapp drei Wochen für Tests unter Wettbewerbsbedingungen. Während dieser Zeit kann der Pavillon besichtigt werden. Anfang Juni wird der Prototyp für die Reise verpackt. In Versailles hat das Team zehn Tage Zeit für den Aufbau und das Einregulieren. Anschliessend folgen zehn Wettbewerbstage. Die Rangverkündigung erfolgt während der Ausstellung, am 12. Juli.

Energiefragen eine entscheidende Rolle spielt», erinnert sich Master-Studentin Claudia Bless. Besonders an sonnenreichen Tagen. Denn um zu verhindern, dass sich das Gebäude zu stark aufwärmt, würden vor grossen Fensterfronten häufig die Storen heruntergelassen und das Kunstlicht angeschaltet. Das koste Strom. «Eine gut durchdachte Gebäudehülle kann darum beim Energiesparen helfen», sagt Bless.

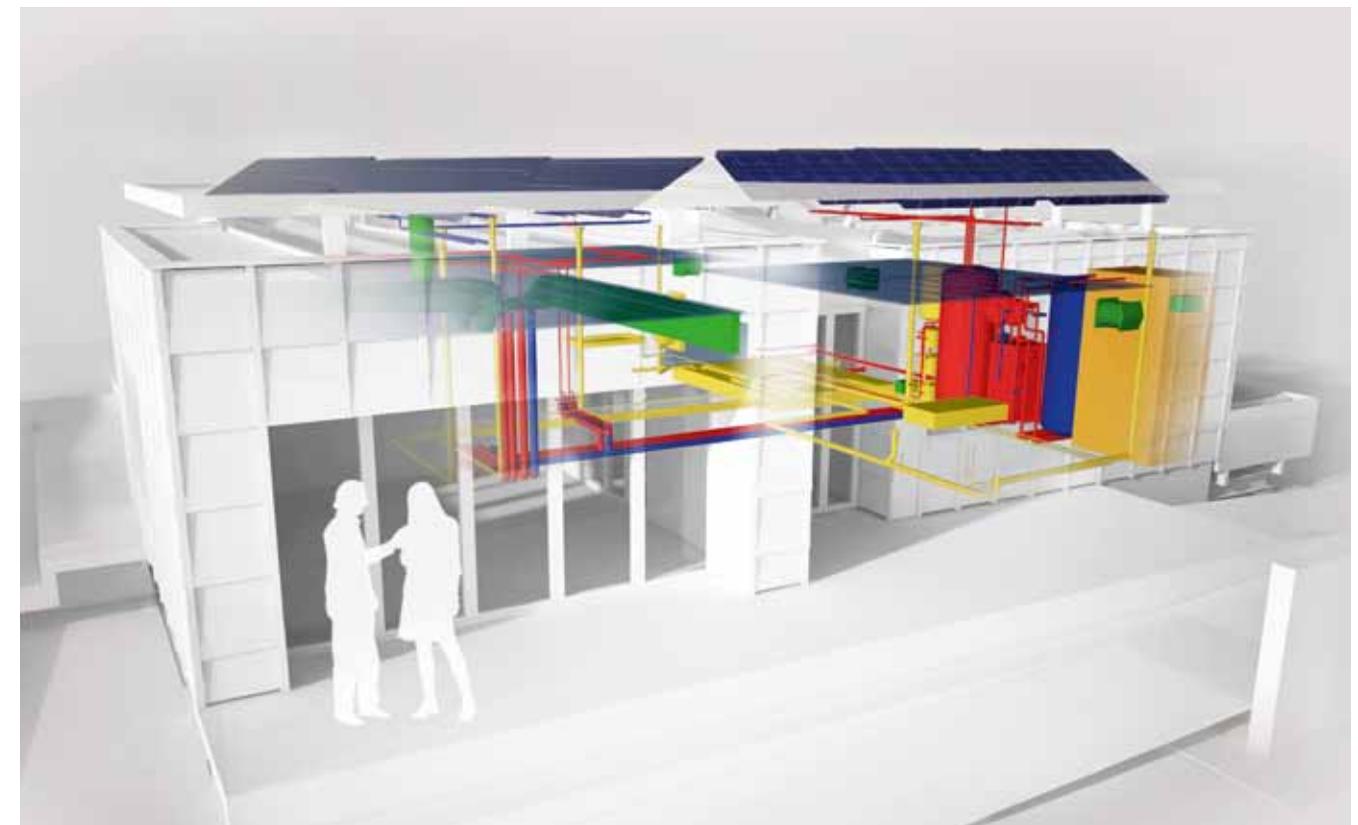
Thermische Simulationen weisen den Weg

Wie viel einige Zentimeter mehr oder weniger Fensterfläche ausmachen können, untersucht die angehende Ingenieurin mit Hilfe spezieller Simulationsprogramme. Weil der Luzerner Wettbewerbsbeitrag erst noch gebaut wird (siehe Kasten), testen die Studierenden die Auswirkungen der verschiedenen Möglichkeiten an einem digitalen 3-D-Modell.

Sie führen beispielsweise Untersuchungen zu thermischen Speichern in den Räumen durch und prüfen, welche Materialwerte der Fenster am besten geeignet sind, um im Sommer möglichst wenig und im Winter möglichst viel Wärme für den Wohnraum zu gewinnen. Ebenfalls Gegenstand der thermischen Simulation ist die Frage, wie sich die gewonnene Energie am besten speichern und nutzen lässt. «Dank der verschiedenen Simulationen sehen wir, wo wir etwas anderes ausprobieren sollten oder wo Optimierungsbedarf besteht», erklärt Bless. Immer wieder werden die Ergebnisse fachübergreifend diskutiert. Die stetigen Anpassungen sind notwendig, schliesslich werden viele Innovationen zum ersten Mal gebaut.

Ebenfalls neu und erst in der Simulation erprobt sind die Systeme, mit denen das studentische Team möglichst viel Abwasser für Drittzwecke nutzen

will. Das Wasser vom Händewaschen wird nicht wie sonst üblich in die Kanalisation, sondern in den Spülkasten des WCs geleitet. «50 Prozent des täglich bezogenen Frischwassers werden für die Toilettenspülung genutzt», sagt Gebäudetechnik-Coach Matthias Sulzer. Durch diese Umleitung und Mehrfachverwertung lässt sich der Wasserverbrauch deutlich senken. Auch die Duschwanne ist eine Neuentwicklung eines Schweizer Herstellers. Mit Hilfe eines unter der Bodenfläche installierten Wärmetauschers wird mit dem nach Gebrauch noch wohltemperierten Duschwasser das darunter fliessende Frischwasser vorgewärmt. «Dadurch muss später nicht mehr so viel Heisswasser dazugemischt werden», erklärt Coach Sulzer. Er kennt die Berechnungen und ist zuversichtlich, dass das Konzept auch in der Realität tadellos funktionieren wird. **Fee Anabelle Riebeling**



Die Gebäudetechnik im 3-D-Modell: Heizung (rot), Kühlung (blau), Lüftung (grün) und Sanitäranlagen (gelb) sollen zentral von einem Technikraum erschlossen werden.

Fotos: Hochschule Luzern

Alma Mater forever

Die schweizerischen Hochschulen investieren vermehrt in ihre Alumni-Vereinigungen. Ziel ist es, dass die Ehemaligen der früheren Ausbildungsstätte treu bleiben und diese unterstützen – mit ihrem Wissen und ihren Kontakten, aber auch finanziell.

Ehemaligen-Vereinigungen sind in der Schweiz fast so alt wie die Hochschulen selbst. An der Uni Zürich zum Beispiel existiert der «Verein der Ehemaligen und Freunde der UZH» bereits seit 130 Jahren. Nun scheint es, als würde in der Geschichte der Ehemaligen gerade ein neues Kapitel aufgeschlagen: Alumni-Verantwortliche aller Hochschulen treffen sich regelmässig zum Austausch, und die Hochschulleitungen investieren vermehrt in die von ihnen



Eine Alumni-Mitgliedschaft bietet viele Vorteile – unter anderem ein gutes Netzwerk.

nach wie vor unabhängigen Vereine. «Der Kontakt zu den Absolventen ist für viele Tätigkeitsfelder der Hochschulen sehr fruchtbar – für Forschungsprojekte, für Abschlussarbeiten, für die Weiterbildungen, die oft von Ehemaligen besucht werden. Ausserdem fungieren Alumni als Pulsmesser der Wirtschaft», erklärt Toni Schmid, Geschäftsführer von FH Schweiz, dem Dachverband der Fachhochschul-Absolventinnen und -Absolventen, die wachsende Sensibilisierung bei den Hochschulen. Was in den letzten Jahren ebenfalls an Bedeutung gewonnen hat, ist die finanzielle Unterstützung der Hochschulen durch ihre Alumni.

Valérie Clapasson von der ETH-Alumni-Vereinigung meint: «Die Verbindung zu den Ehemaligen hilft, Fördermittel aus der Privatwirtschaft

zu erhalten und damit Forschungs- und Infrastrukturprojekte oder Stipendienprogramme für vielversprechende Studierende und Doktorierende umzusetzen, die sonst nicht realisierbar wären.» Zwar werden die Hochschulen in der Schweiz hauptsächlich staatlich finanziert, «jedoch werden im Wettstreit um Talente und Fördermittel private Gelder künftig immer wichtiger», so Clapasson.

«Die Schaffung einer gemeinsamen Identität hat Priorität.»

Susanne Furrer,
Alumni Hochschule Luzern

Auch die Reputation spielt eine Rolle: Erfolgreiche Alumni, die sich mit ihrer Alma Mater explizit identifizieren, sind wichtige Repräsentanten, um Studierende anzuziehen. Überdies ist die Anzahl der Alumni einer Hochschule ein

Bewertungskriterium internationaler Hochschul-Rankings.

Eine Frage der Identität

Für die meisten Alumni-Vereinigungen in Europa gilt es aber zuallererst, Mitglieder überhaupt zu gewinnen und zu einem aktiven Engagement zu bewegen: Friend-raising kommt vor Fundraising. Das steht auch für Susanne Furrer fest, Geschäfts-



Fotos: istock / 4FR, Sebastian Mutti (Grafik), zVg

führerin der Alumni Hochschule Luzern: «Die Schaffung einer gemeinsamen Identität hat für uns Priorität.»

Vorreiter und Vorbild für die europäischen Hochschulen sind die angelsächsischen Universitäten, wo Alumni-Organisationen eine lange und ausgeprägte Tradition haben. Allerdings sind die Rahmenbedingungen kaum vergleichbar. Viele amerikanische Universitäten sind privat finanziert, weshalb die Ehemaligen seit jeher gepflegt und umhert werden. Einen weiteren Grund für die starke Identifikation der Ehemaligen mit ihrer Uni sieht Daniel Bargetze von den HSG-Alumni in der besonderen Rolle, die der Campus

«Im Wettstreit um Fördermittel werden private Gelder immer wichtiger.»

Valérie Clapasson,
ETH-Alumni-Vereinigung

im studentischen Leben einnimmt. «Wenn man fünf Jahre auf einem integralen Campus wohnt, hier einkauft und seine Freizeit verbringt, dann entwickelt sich daraus automatisch eine sehr intensive Beziehung.» In Europa aber ist mit der Bologna-Reform die Bindung an eine Schule noch geringer geworden – hier macht man den Bachelor, dort den Master. Und durch die erhöhte Mobilität wird auch der identitätsstiftende Klassenverbund zu einem alten Hut.

Dass die HSG-Alumni eine positivere Bilanz ziehen als andere Vereinigungen, liegt auch an der fachlichen Einheit, die die Uni St. Gallen als «Business School» bildet. Während eine Volluniversität wie Zürich und Fachhochschulen wie die Hochschule Luzern diverse Disziplinen und damit auch Kulturunterschiede integrieren müssen. «Das sind schwierigere Voraussetzungen für die Entstehung eines Wir-Gefühls», sagt Susanne Furrer. «Aber die Vielfalt ist auch ein Gewinn, die Alumni können vom interdisziplinären Austausch und von Netzwerken über ihr angestammtes Fachgebiet hinaus profitieren.»

Spezialangebote für Alumni und Studierende

Neben dem für die Karriere wichtigen Netzwerk bietet eine Alumni-Mitgliedschaft weitere Vorteile: Exklusive Job-Plattformen, kulturelle Veranstaltungen, Teilnahme am Hochschulsport oder auch Vergünstigungen zum Beispiel für Versicherungen, Sprachschulen, Reisebüros oder Medien gehören inzwischen zur Angebotspalette aller Alumni-

Vereinigungen. Sie bieten aber nicht nur Dienstleistungen für ihre Mitglieder an, sondern auch für die aktuellen Studierenden. In Mentoring-Programmen unterstützen die Alumni als erfahrene Berufsleute die Studierenden, stiften Preise für aussergewöhnliche Leistungen und helfen mit, studentische Anlässe zu finanzieren. Der Wert der Vernetzung von Hochschule, Alumni und Studierenden, sagt Susanne Furrer, zeigt sich auch in Bereichen ausserhalb des Studiums: «Die Zimmersuche zum Beispiel ist in Luzern schwierig, vor allem für ausländische Studierende. Mit einem Aufruf unter den Alumni konnten wir im Herbst spontan einige Zimmer vermitteln.»

Susanne Gmür

Alumni Hochschule Luzern

Die «Alumni Hochschule Luzern» ist mit rund 6'000 Mitgliedern die grösste Alumni-Organisation aller Fachhochschulen. 2012 wurde der Dachverband für die Absolventen und Absolventinnen aller fünf Departemente gegründet. Neben der konsolidierten Organisation der bisher voneinander getrennten Ehemaligen-Vereine, einem einheitlichen visuellen Auftritt, der Website und dem gemeinsamen Newsletter bleiben die Departementsgruppen wichtig. «Sie sind näher an den spezifischen Interessen und Bedürfnissen der Studierenden und der Alumni dran», sagt die Geschäftsführerin Susanne Furrer. «Allerdings möchten wir mit gemeinsamen Anlässen wie der Homecoming Night oder dem Neujahrsanlass auch den sozialen Austausch fördern.» Ein weiteres Standbein der Alumni sind die Themengruppen – jedes Mitglied kann eine gründen und für ihre geplanten Aktivitäten das Netzwerk der Alumni-Organisation nutzen.

www.alumnihsu.ch

SANDVIK
Coromant

► Gestalten Sie Ihre
Zukunft mit uns!



Wir freuen
uns auf Ihre
Bewerbung!

Sandvik AG • Geschäftsbereich Coromant
Frau Trudi Karli-Sigrist
Alpenquai 14 • 6005 Luzern
www.sandvik.com
E-Mail: Trudi.karli-sigrist@sandvik.com
Telefon: 041 368 30 24

25 Jahre IWI



Zum Auftakt der Jubiläumsaktivitäten referiert Autor und Blogger Sascha Lobo.

Im Herbst 1989 hat das Institut für Wirtschaftsinformatik IWI der Hochschule Luzern – Wirtschaft seinen Betrieb aufgenommen. In den letzten 25 Jahren haben hier rund 3'000 Studierende eine Aus- oder Weiterbildung absolviert. Mehr als 30 Mitarbeitende arbeiten derzeit am Institut, das auf das Herbstsemester 2016/2017 ins neu entstehende Departement Informatik der Hochschule Luzern integriert wird.

Das Jubiläum wird gebührend gefeiert. Zum Auftakt der Jubiläumsaktivitäten wurde Sascha Lobo eingeladen. Der deutsche Autor und Blogger beschäftigt sich mit den Auswirkungen des Internets auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur. Er referiert am 19. März zum Thema «Kreativität und Informatik – Welten auseinander?».

www.hslu.ch/iwi25

Schweizer Animation als E-Book

Die Publikation «Animation.ch» von Autor Christian Gasser und der Hochschule Luzern als Herausgeberin erscheint in einer Neuauflage als E-Book (Benteli Verlag). Es beinhaltet neben Porträts von Schweizer Animationsfilmern auch 20 Filme und zahlreiche Abbildungen.

www.hslu.ch/d-animation.ch

Ein Abend für die Weiterbildung

Am Mittwoch, 9. April, findet an der Hochschule Luzern der «Abend der Weiterbildung» statt. An der Informationsveranstaltung stellen Fachleute rund 300 Weiterbildungsangebote vor. Zudem sind Absolventinnen und Absolventen anwesend und erzählen von ihren Erfahrungen und wie sie ihr Wissen in der Praxis einsetzen konnten. Vor Ort besteht die

Möglichkeit, ein kostenloses Laufbahngespräch mit professionellen Laufbahnberaterinnen und -beratern zu führen. Da die Platzzahl dafür beschränkt ist, ist eine Anmeldung nötig. Das Anmeldeformular für die Laufbahnberatung sowie weitere Informationen zum «Abend der Weiterbildung» finden sich unter:

www.hslu.ch/adw

Entscheidend für die Strategie der Hochschule

Mit der Schaffung eines neuen Informatik-Departements und dem Umzug eines Teils des Departements Design & Kunst nach Emmen (LU) stellte der Fachhochschulrat (FHR) wichtige Weichen für die Weiterentwicklung der Hochschule Luzern. Der FHR ist das strategische Führungsorgan der Hochschule und setzt sich aus sieben Vertreterinnen und Vertretern aus Wirtschaft, Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur zusammen. An der Spitze des FHR steht seit über vier Jahren Anton Lauber, Vizepräsident des Verwaltungsrates der Bossard Holding

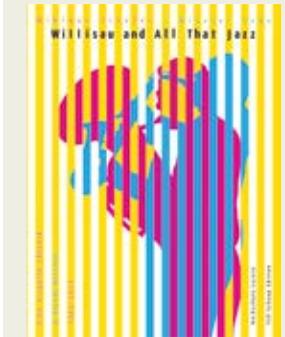
AG in Zug und selbstständiger Unternehmensberater. Erst seit einigen Monaten dabei sind Sylvia Egli von Matt (bis Ende Februar 2014 Direktorin der Schweizer Journalistenschule MAZ), Petra Gössi (Nationalrätin Kanton Schwyz) und Hedy Graber (Leiterin der Direktion Kultur und Soziales beim Migros-Genossenschaftsbund). Zusammen mit Rolf Bühler (lic. iur., Rechtsanwalt), Dr. Ulrich Claessen (Mitglied Geschäftsleitung maxon-motor-Gruppe) und Claudio Meisser (dipl. El. Ing. ETHZ) komplettieren sie das Gremium.



Fotos: Patrick Kälin, Reto Klar, Verlag Till Schaap Edition

Der Fachhochschulrat der Hochschule Luzern: Claudio Meisser, Petra Gössi, Ulrich Claessen, Sylvia Egli von Matt, Rolf Bühler, Hedy Graber und Anton Lauber (Präsident) (v.l.).

Wettbewerb



Gewinnen Sie einen von fünf Bildbänden «Willisau and All That Jazz» im Wert von 78 Franken. Darin erzählt wird die bewegte Geschichte des Jazz in Willisau von 1966 bis 2013.

Beantworten Sie dafür folgende Frage richtig:

Welche Bundesbehörde ist an der Langzeitstudie BESTandermatt beteiligt?

- a) Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO)
- b) Bundesamt für Strassen (ASTRA)
- c) Bundesamt für Gesundheit (BAG)

Bitte senden Sie die richtige Lösung und Ihre Postadresse an:

redaktion-magazin@hslu.ch
Teilnahmeschluss: 17. März 2014

Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Feedback

Möchten Sie

- ein weiteres Exemplar des vorliegenden Magazins bestellen,
- das Magazin nicht mehr erhalten,
- eine Adressänderung bekanntgeben,
- uns Ihre Anregungen und Ihre Kritik übermitteln?

Schreiben Sie uns an:
abo-magazin@hslu.ch

Mitte Februar bis Ende Mai 2014

Hochschule Luzern Technik & Architektur

18.2./19.3./15.4.2014
Info-Veranstaltung Bachelor-Studium
Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 18.00 Uhr

19.2./19.3./16.4.2014
Besichtigung iHomeLab
Das Forschungslabor für Intelligentes Wohnen lädt zu öffentlichen Führungen ein. Eintritt frei. Anmeldung: info@ihomelab.ch. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 17.00 Uhr

25.2.2014
9. Schweizer Planertag
Ort: Kongresshaus Zürich. Programm und Anmeldung: www.haustech-planertag.ch

13.–20.3.2014
Ausstellung «Lofts in der Spinneri III Windisch»
Ausstellung von Innenarchitektur-Studierenden in Zusammenarbeit mit der HIAG Immobilien. Vernissage: 12.3., 17.30 Uhr. Ort: Kunzareal, Windisch. Siehe Magazin S. 9

25.3.2014
10. ZIG-Planerseminar
Der Anlass richtet sich an Planende, Architekten/-innen, Ingenieure/-innen und Studierende. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Mehr: www.hslu.ch/planerseminar

3.4./7.5.2014
Info-Veranstaltungen Master-Studium
Informiert wird über den Master in Architektur (3.4.) und den Master of Science in Engineering (7.5.). Ort: Technikumstrasse 21, Horw

9.4.2014
Abend der Weiterbildung
Die Weiterbildungsangebote der Hochschule Luzern werden vorgestellt. Zudem gibt es eine kostenlose Laufbahnberatung (Vor Anmeldung erforderlich). Eintritt frei. Ort: Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 16.00–20.00 Uhr. Mehr: www.hslu.ch/adw

Hochschule Luzern Wirtschaft

10./17./24.3.2014
20. KMU-Forum
Das Institut für Finanzdienstleistungen Zug IFZ führt zusammen mit Wirtschaftsverbänden Fachveranstaltungen durch, die sich dem Thema «Finanzielle Führung von KMU» widmen. Mehr: www.hslu.ch/ifz-kmu

14.3.2014
Info-Veranstaltungen Master of Science in Business Administration
Informationen zu den Vertiefungen: Major in Business Development and Promotion, Major in Public and Nonprofit Management, Major in Online Business, Major in Tourism. Ort: Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 18.00 Uhr

19.3.2014
Referat: Kreativität und Informatik – Welten auseinander?
Das Institut für Wirtschaftsinformatik IWI feiert sein 25-jähriges Bestehen. Zum Auftakt wird Sascha Lobo, Autor und Blogger, über das Spannungsfeld Kreativität und Informatik referieren. Eintritt frei. Anmeldung: iwi@hslu.ch. Ort: Hans-Lütolf-Auditorium, Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 18.00 Uhr. Mehr: www.hslu.ch/iwi25

14.5.2014
Lunchevent: Innovationskultur in KMU
Der Lunchevent der Hochschule Luzern wird zusammen mit dem Verein InnovationsTransfer Zentralschweiz veranstaltet. Mehr: www.hslu.ch/ibr-lunchevent

Hochschule Luzern Soziale Arbeit

18.2.2014
Master Soziale Arbeit
Interessenten erhalten Informationen zum Master-Studium. Ort: Werftstrasse 1, Luzern. Zeit: 17.00 Uhr. Anmeldung: www.master-insozialerarbeit.ch

19.2./19.3./16.4./7.5.2014
Bachelor Soziale Arbeit
Info-Veranstaltung zum Bachelor-Studium Soziale Arbeit mit den Studienrichtungen Sozialarbeit, Soziokultur und Sozialpädagogik. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 17.00 Uhr. Anmeldung: bachelor.sozialerarbeit@hslu.ch

10.4.2014
Luzerner Tagung zum Sozialhilferecht
Thema: «Verhältnismässigkeit von Auflagen und Weisungen». Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 13.00–17.00 Uhr. Kosten: CHF 200. Programm und Anmeldung: www.hslu.ch/fachtagung-sozialhilferecht

14.5.2014
Luzerner Tagung zum Kindes- und Erwachsenenschutz
Experten/-innen diskutieren über die Schnittstellen und Neuerungen im Kinderschutz. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 8.30–16.45 Uhr. Kosten: CHF 350. Programm und Anmeldung: www.hslu.ch/fachtagung-kes

Hochschule Luzern Design & Kunst

13.2.2014
Podium Master Fine Arts
Thema «In der Feedback-Schleife: Performance-Kunst als Thema der Kunstpädagogik und Kunstvermittlung». Ort: PROGR, Waisenhausplatz 30, Bern. Zeit: 18.30 Uhr

20.2./13.3.2014
Info-Veranstaltung Master Design
Der Anlass gibt einen Überblick über das Master-Studium in Design mit den sieben Spezialisierungen Animation, Graphic Design, Illustration, Product Design, Service Design, Short Motion und Textiles. Ort: Baselstrasse 61b, Luzern. Zeit: 18.00 Uhr

5.–13.4.2014
Fumetto – Internationales Comix Festival Luzern
Im Rahmen von Fumetto finden verschiedene Anlässe mit Beteiligung der Hochschule Luzern statt: Am 11.4. die Buchvernissage «In Bildern denken» (19.00 Uhr, Buchhandlung Stocker) und am 13.4. das Podiumsgespräch «Das Unsagbare – Wann funktionieren Bilder besser?» mit anschliessender Buchvernissage «Wissen durch Bilder» (11.00 Uhr, Rössligasse 12)

2.–31.5.2014
Ausstellung «Made by...»
Textildesign an der Hochschule Luzern in all seinen Facetten. Vernissage: 1.5. Ort: Kunsthalle Luzern

21.–24.5.2014
«Turbulent», Ausstellung Gestalterischer Vorkurs
Vernissage: 20.5., 18.00 Uhr. Ort: Sentimatt 1/Dammstrasse, Luzern

Hochschule Luzern Musik

14.2.2014
The Rocky Horror Show
Schauspielmusical von Richard O'Brien mit Studierenden der Hochschule Luzern. Koproduktion mit dem Luzerner Theater. Weitere Aufführungen: 16.2./1.3./7.3./13.3./23.3./14.4./26.4./29.4. Ort: Luzerner Theater. Zeit: 19.30 Uhr

15.2.2014
The Boatswain's Mate
Komische Oper in zwei Akten von Ethel Smyth mit der Jungen Philharmonie Zentralschweiz. Koproduktion mit dem Luzerner Theater. Weitere Aufführungen: 16./20./21./22./26.2. Mehr: www.hslu.ch/ethelmyth



18.2./25.3./8.4.2014
Step Across The Border
Studierende spielen mit einem Gastmusiker: Maja Ratkje und Frode Haltli (18.2.), Christoph Ogiermann (25.3.), Jon Rose (8.4.). Ort: Theater Pavillon Luzern (18.2./25.3.), Kleintheater Luzern (8.4.). Zeit: 19.30 Uhr (18.2./25.3.), 20.00 Uhr (8.4.)

10.4.2014
Junge Philharmonie Zentralschweiz
Chorkonzert im Rahmen des Lucerne Festival zu Ostern. Ort: Jesuitenkirche Luzern. Zeit: 19.30 Uhr

20.5.2014
Kammermusikkonzert «Excellence»
Studierenden-Ensembles stellen sich vor. Ort: St. Charles Hall, Meggen. Zeit: 19.30 Uhr

041 – Das Kulturmagazin, 1/2014

Kunst in ehemaliger Telefonzelle

Das «Kulturmagazin» berichtet über das Projekt «iArt» der Hochschule Luzern – Design & Kunst, das eine ehemalige Telefonzelle am Luzerner Mühleplatz als Showcase für studentische Arbeiten nutzt. «Wer den Hörer ans Ohr legt, hört nicht vertrautes Tuten, sondern kann einem Gespräch lauschen, das schon in vollem Gange ist. Es ist die Kunststudentin Laura Scheerer, die Telefongespräche aufgezeichnet hat und Passanten zu Mithörern macht. Sie setzt mit ihrer Installation «my public bug» das aktuelle Thema der Überwachung spielerisch um und greift die gesellschaftliche Veränderung durch das allgegenwärtige Mobiltelefon auf.»



Neue Zürcher Zeitung, 4. November 2013

Kampf um den öffentlichen Raum

Die «Neue Zürcher Zeitung» beleuchtet die Konflikte, die sich aus der vermehrten Nutzung des öffentlichen Raums ergeben. «Monika Litscher von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit war an einer Studie beteiligt zur Wegweisungspraxis der Städte Bern, St. Gallen und Luzern. Gemäss ihren Erkenntnissen fühlen sich Nutzer des öffentlichen Raums immer mehr durch Menschen und Dinge gestört, die eigentlich dort Platz haben müssten, wenn die Stadt als Ort der Differenz und Diversität gelten soll. Ein Neben- oder gar Miteinander unterschiedlicher Lebensweisen im öffentlichen Raum schein kaum mehr möglich, ja oft nicht einmal erwünscht.»



Jazz'n'more, 1/2014

Jazzbuch des Jahres

Das Magazin «Jazz'n'more» stellt das Buch «Willisau and All That Jazz» vor, das vom früheren Intendanten des Jazzfestivals Willisau und der Hochschule Luzern herausgegeben wurde. «Niklaus Troxler und Musikwissenschaftler Olivier Senn haben mit einem riesigen Aufwand und noch viel mehr Liebe und Leidenschaft eine visuelle Chronik zusammengestellt, einen über 700-seitigen, grosszügig gestalteten und perfekt gedruckten Bildband. Parallel zu diesem wunderbaren Buch hat die Hochschule Luzern, der Niklaus Troxler sein ganzes Archiv vermacht hat, eine Online-Datenbank aufgebaut, in der neben all diesen Materialien noch viel mehr greifbar ist.»

20 Minuten, 21. November 2013

Heizen und Kühlen mit Seewasser

«20 Minuten» berichtet über das Vorhaben von Kanton und Stadt Zug, Seewasser zum Heizen und Kühlen zu nutzen. «Eine Studie soll zeigen, wie weit der Wärme- und Kältebedarf mit lokalen Energiequellen gedeckt werden kann. Als Testgelände untersuchen will die Stadt das Areal An der Aa, auf dem neue Verwaltungs- und Betriebsgebäude des Kantons geplant sind. Die Ergebnisse der Studie dienen der langfristigen Planung der städtischen Energieversorgung. Beteiligt sind neben Stadt und Kanton Zug auch die Hochschule Luzern und das Wasserforschungsinstitut Eawag.»

Finanz und Wirtschaft, 16. November 2013

Umfassende Studie zum Retailbankenmarkt

Die «Finanz und Wirtschaft» stellt eine aktuelle Bankenstudie vor. «Das Institut für Finanzdienstleistungen Zug IFZ der Hochschule Luzern – Wirtschaft hat zum zweiten Mal eine umfassende Studie zum Schweizer Retailbankenmarkt veröffentlicht. Die Studie zeigt, dass sich die Schweizer Retailbanken trotz zahlreicher Herausforderungen gut geschlagen und insgesamt solide bis gute Geschäftsabschlüsse vorgelegt haben. Sie schliesst ein Ranking der besten Schweizer Retailbanken 2012 ein. Aufgezeigt wird auch, was die Kantonalbanken den Banken bringen. In einem Spezialreport hat das IFZ sämtliche Finanzströme zwischen den Kantonalbanken und den Kantonen analysiert.»



Neue Luzerner Zeitung, 31. Oktober 2013

Schweizer Gastfreundschaft stärken

Die «Neue Luzerner Zeitung» thematisiert die geringe Gastfreundschaft der Schweizer. «Die Schweiz hat ein Freundlichkeitsproblem. Jürg Stettler, Professor an der Hochschule Luzern, erklärt, was getan werden kann. Tourismus ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in unserer Region und sichert viele Arbeitsplätze. Somit ist es für jeden wichtig, dass sich die Gäste wohl fühlen. Es geht dabei nicht darum, die Gastfreundschaft der Thailänder oder Österreicher zu kopieren, sondern darum, unsere eigene Art der Gastfreundschaft zu stärken. Gastfreundschaft betrifft uns alle. Es fängt bei der Grundeinstellung an.»



«Ein Jahr Vorkurs für alle»

Maria Zraggen lebte in London, in New York und in Budapest. Heute ist der Kanton Uri ihre Heimat. Der Ort sei für die Entstehung eines Werkes wichtig, sagt sie, aber er werde auch überschätzt. Für ihr Schaffen erhielt Maria Zraggen 2013 den Innerschweizer Kulturpreis.

Es ist kalt an diesem Vormittag, der Himmel zeigt sich grau, manchmal drückt sich eine Schneeflocke ans Fenster. «Erst hier habe ich verstanden, warum die Menschen gerne übers Wetter reden», sagt Maria Zraggen und rückt näher an den Ofen, der ihre Stube wärmt. Sie lebt und arbeitet oberhalb von Bürglen UR. Manchmal, wenn es nicht allzu kalt ist, dient ein grosser Stall gegenüber dem Wohnhaus als Atelier. Zurzeit tut es ein kleineres Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses. Hier entwickelt Maria Zraggen gerade ein Modell für eine Rauminstallation im Museum Bruder Klaus in Sachseln OW. «Schwierig, der Blick auf die Installation muss von allen Seiten stimmen», sagt sie und geht einmal um das Modell herum. Über

Kunst reden, das ist so eine Sache. Denn Bilder und Objekte bedienen sich eines Alphabets mit eigenen Ausdrucksformen. «Farbe, Formen, Linien», sagt Maria Zraggen. In der Komposition dieser drei Elemente liegt die Essenz.

In der Bilderflut sehen lernen

Wenn Maria Zraggen ein gesellschaftspolitisches Anliegen hätte, dann wäre es eines, das die Sinne fördert, das Schauen und das Empfinden. «Ein Jahr gestalterischer Vorkurs für alle», sagt sie. «Damit man inmitten der Bilderflut wieder sehen lernt.» Aber natürlich sei dies eine Utopie, fügt sie an. Der Vorkurs war schon früher, Ende der 70er-Jahre, Bestandteil der Ausbildung an der damaligen Schule für Gestaltung. «Das ist lange her, doch diese Zeit

ist immer wieder sehr präsent», sagt Maria Zraggen, die zahlreiche Förderbeiträge, Ausschreibungen und Stipendien gewonnen sowie 2013 den Innerschweizer Kulturpreis erhalten hat. «Der Preis ehrt mich sehr und ist eine grosse Anerkennung für meine Arbeit», sagt sie.

Nach der Ausbildung in Luzern studierte sie an der Bath Academy of Arts in Corsham GB und absolvierte dann einen Master in Fine Art an der Chelsea School of Art in London. Sie lebte in New York, in Budapest und in Rom. In ihre Heimat kam sie eher zufällig zurück, weil sich die Gelegenheit ergab, das Haus ihrer Mutter zu übernehmen. Die karge Berglandschaft gefällt ihr, ebenso die Naturschauspiele, die sich direkt vor dem Fenster beobachten lassen. Sie sind auch ein Übungsfeld für die Wahrnehmung.

«Der Ort, an dem man lebt und arbeitet, ist wichtig, aber man darf ihn nicht überschätzen und idealisieren», sagt sie. Und: «Das Werk entsteht immer aus sich heraus, während der Arbeit.» Nochmals geht Maria Zraggen um ihr Modell für die Rauminstallation herum. Der Raum sei hier die Leinwand, erläutert sie. Noch ist das Werk nicht perfekt. Es wird aber ganz sicher seine Vollendung finden.

Lucia Theiler

Ausstellungen und Installationen

Maria Zraggen zeigt im Mai 2014 in Zug in der Galerie Carla Renggli in einer Einzelausstellung Malereien. In Sachseln OW wird sie im April 2014 mit einer Rauminstallation in einer Gruppenausstellung präsent sein. «Frisch gemalt» lautet der Titel dieser Ausstellung im Museum Bruder Klaus. Maria Zraggen ist zudem bekannt für ihre Kunst am Bau. So hat sie unter anderem in Erstfeld bei der Ein- und Ausfahrt zum Schwerverkehrszentrum Ripshausen im Auftrag des Bundesamts für Strassen (ASTRA) das Areal mit einer dreiteiligen Skulptur gestaltet.

Foto: Corinne Glanzmann / Neue Luzerner Zeitung

Lucerne University of Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN

FH Zentralschweiz

Machen Sie Ihren Weg



Abend der Weiterbildung

Informationen und Beratung zu den Weiterbildungsangeboten.

Mittwoch, 9. April 2014, 16.00 bis 20.00 Uhr
Zentralstrasse 9, Luzern (direkt beim Bahnhof)

www.hslu.ch/abendderweiterbildung

Mit persönlicher
Laufbahnberatung
und Alumni-
Lounge

ALUMNI
HOCHSCHULE
LUZERN

Verein der Absolventinnen und
Absolventen der FH Zentralschweiz



auvISO

audio visual solutions

auvISO ist technischer Dienstleister für
Veranstaltungen und Installationen.
Für jedes Ereignis und jeden Ort finden
wir innovative Lösungen. Temporär
oder dauerhaft.

www.auvISO.ch